



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Planung in ungeplanten städtischen Gebieten.
Einige Folgen von Verstädterungsprozessen und deren
räumliche wie soziale Auswirkungen am Beispiel von
Ecuador.

Verfasserin

Silvia Kobel

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im März 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: V.Prof.-Doz. Dr. Marie-France Chevron

Danksagung

Mein herzlichster Dank gilt meinen wundervollen Eltern, für ihre Liebe, Unterstützung und ihr Vertrauen.

Für die wissenschaftliche Begleitung und Unterstützung möchte ich mich bei meiner Diplomarbeitsbetreuerin Frau V.-Prof. Doz. Dr. Chevron bedanken.

Für den fachlichen und persönlichen Rückhalt in der Durchführung meiner Feldforschung, bedanke ich mich bei Gabriele Wenz de Távara, ihrer Familie, bei allen MitarbeiterInnen von Hogar de Cristo in Ecuador und allen Personen in Guayaquil, die meine Forschungsarbeit ermöglicht haben.

Viel Energie, Rückhalt und Motivation schenkten mir Martin, Daniela und meine lieben Freunde – dafür mein herzlichster Dank.

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG.....	1
2. VORGANGSWEISE UND METHODE DER UNTERSUCHUNG.....	3
3. THEORIE UND PRAXIS DER STADTFORSCHUNG	5
3.1.ANSÄTZE DER URBANEN ANTHROPOLOGIE	5
3.2.DIE US – STADTANTHROPOLOGIE UND SOZIOLOGIE.....	6
3.2.1.Die „urban anthropology“ aus Chicago	6
3.2.2.„Die Kultur der Armut“	10
3.3.DIE BRITISCHE STADTANTHROPOLOGIE.....	11
3.3.1.Allgemeine Ansätze der britischen Stadtanthropologie.....	11
3.3.2.Die soziale Netzwerkanalyse.....	12
3.4.DIE ANTHROPOLOGIE DER STÄDTE	14
3.5.BEGRIFFSKLÄRUNG UND THEORETISCHE ANSÄTZE.....	16
3.5.1.Definition des Stadtbegriffes.....	16
3.5.2.Die Entwicklung der Städte.....	18
4. URBANISATIONSPROZESSE UND STADTSTRUKTUREN IN LATEINAMERIKA	20
4.1.GEOGRAPHISCHER, HISTORISCHER UND DEMOGRAPHISCHER ÜBERBLICK ÜBER ECUADOR.....	20
4.1.1.Lage und sozio-demographischer Überblick.....	20
4.1.2.Historischer und wirtschaftlicher Rückblick.....	22
4.1.3.Die aktuelle politische Situation	24
4.1.4.Die Armut in Ecuador, ein eigenes Thema	25
4.2.DIE STRUKTUREN LATEINAMERIKANISCHER GROSSSTÄDTE	28
4.2.1.Die funktionale und sozialräumliche Differenzierung lateinamerikani-scher Großstädte nach Bähr und Mertins (1995).....	28
4.2.2 Die Zentren und die Peripherie.....	30
4.2.3 Der Verstädterungsprozess.....	31
4.2.4 Migrationsprozesse.....	32
4.3.STÄDTISCHE ARMUT.....	33
4.3.1.Armut als Verteilungsproblem in Lateinamerika.....	33
4.3.2.Indikatoren der Armut.....	34
4.3.3.Lebensbedingungen der Armen in der Stadt	36
4.3.4.Arbeitsmöglichkeiten – Der informelle Sektor.....	37
4.3.5.Segregation	38
4.4.DIE INFORMELLEN SIEDLUNGEN.....	41
4.4.1.Allgemeine Wohnumstände: illegale und semilegale Siedlungen.....	42
4.4.2.Baustrukturen und mögliche Konsolidierungsprozesse.....	45
4.4.3.Staatliche Lösungsansätze – der Versuch einer Verbesserung der Wohnqualität mit dem sog. „Low-Cost-Housing“ und dem Upgrading.....	47

5. ERGEBNISSE AUS EINER EMPIRISCHEN FELDFORSCHUNG IN DER STADT	
GUAYAQUIL IN ECUADOR: „TE VOY A HACER UNA CASA EN EL AIRE“	51
5.1.GUAYAQUIL: GESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG UND AKTUELLE PROZESSE.....	52
5.2.DAS FORSCHUNGSGEBIET UND DIE FORSCHUNGSBEDINGUNGEN.....	58
5.2.1. <i>Der Nordosten der Stadt</i>	58
5.2.2. <i>Die Dirigenten und ihre Grundstücke</i>	63
5.2.3. <i>Die Feldforschung</i>	66
5.3.DIE ERGEBNISSE DER ERHEBUNGSPHASE.....	70
5.3.1. <i>Die BewohnerInnen des Nordosten</i>	70
5.3.2. <i>Die Häuser in den Sektoren</i>	71
5.3.2.1.Die Bedeutung des Eigenheims.....	71
5.3.2.2.Die Siedlungsstrukturen.....	72
5.3.2.3.Die materielle Beschaffenheit der Häuser.....	73
5.3.3. <i>Die infrastrukturellen Bedingungen in den Sektoren</i>	79
5.3.3.1.Straßen und Verkehrsinfrastruktur	79
5.3.3.2.Wasser / Abwasser.....	80
5.3.3.3.Strom.....	81
5.3.3.4.Müll.....	81
5.3.4. <i>Die sozialen Netzwerke und die Lebensumstände der BewohnerInnen</i>	82
5.3.5. <i>Die Produktionstätigkeiten der BewohnerInnen</i>	86
5.3.6. <i>Die Lösungsansätze von „Hogar de Cristo“: Der Häuserbau und weitere Projekte</i>	88
5.3.6.1.Ein Hogar de Cristo-Haus.....	89
5.3.6.2.Ziele von Hogar de Cristo.....	92
5.3.7. <i>Zusammenfassung</i>	94
6. NACHTRAG: KONKRETE LÖSUNGSANSÄTZE AUS BRASILien.....	97
6.1.DER URBANISATIONSPROZESS IN BRASILien.....	97
6.2.STADTPLANUNG IN BRASILien.....	99
6.3.RIO DE JANEIRO.....	100
6.3.1. <i>Ökonomische Voraussetzungen</i>	100
6.3.2. <i>Historischer Abriss über die Favelapolitik in Rio de Janeiro</i>	101
6.3.3. <i>Das „Favela Bairro“ Programm: Planung und Partizipation der Bevölkerung</i>	104
6.3.4. <i>Ergänzung: Weitere Projekte</i>	109
6.4.ZUSAMMENFASSUNG.....	111
7. CONCLUSIO.....	112
ABBILDUNGSVERZEICHNIS.....	117
INTERVIEWS.....	117
LITERATURVERZEICHNIS.....	118
INTERNETQUELLEN.....	123
ANHANG.....	127

1. Einleitung

In dieser Diplomarbeit über „Planung in ungeplanten städtischen Gebieten. Einige Folgen von Verstädterungsprozessen und deren räumliche wie soziale Auswirkungen am Beispiel von Ecuador“, wird der Frage nachgegangen, wie sich die zunehmende Verstädterung in Südamerika auf das Leben in der Stadt auswirkt und welche Folgen sich daraus auf die Organisationsstrukturen und die räumliche Anordnung der gebauten Umwelt ergeben.

Am Beispiel von Ecuador möchte ich städtebauliche und soziale Prozesse in städtischen Agglomerationen, sowie damit einhergehende Segregationsprozesse, die sich durch die Architektur und Stadtplanung noch tiefer eingeschrieben haben, untersuchen. Anschließend werde ich in kürzerer Form diese Entwicklung mit der in Brasilien und den dort gefundenen Lösungsansätzen vergleichen.

Mein Schwerpunkt dabei sind die ungeplanten, informellen Siedlungen, die in der Metropole Guayaquil entstanden sind, wobei hier für die BewohnerInnen aufgrund der mangelhaften Rahmenbedingungen äußerst schwierige Lebensbedingungen festzustellen sind.

Für die Stadtethnologie ist es von hoher Relevanz, wie sich die BewohnerInnen von informellen Siedlungen organisieren und wie sich die Lebensumstände auf ihre Produktionstätigkeiten und sozialen Netze auswirken. Ein wesentlicher Schritt ist es daher in diesem Rahmen, die Bau- und Siedlungsstrukturen, die sich ohne Planung gebildet haben, zu untersuchen. Dabei sollen die Rückwirkungen der Siedlungsstruktur auf die Handlungsmöglichkeiten der Menschen dargestellt werden.

Von großer Bedeutung ist auch die gezielte Untersuchung der Verbesserungsmaßnahmen. Daher möchte ich bewusst auf zwei, im Maßstab unterschiedliche Interventionsarten eingehen. An dem Ort meiner Feldforschung in Ecuador wird versucht, auf einer Low-Budget Ebene zu operieren. Am Beispiel Brasilien im Nachtrag werden Maßnahmen dargestellt, die mit hohen Aufwendungen vom Staat und Krediten der Interamerikanischen Entwicklungsbank finanziert wurden. In beiden Fällen aber soll analysiert werden, wie erfolgreich partizipative Konzepte sind, die zur Verbesserung der Situation und auch zur Integration der Marginalviertel in die formelle Stadt durchgeführt werden. Eine große Rolle spielt dabei der Blick auf die Wiederverwendbarkeit des Ansatzes in anderen Gebieten und die Umsetzung des Partizipationsgedankens.

Das Thema wird interdisziplinär, durch die Verknüpfung der Kultur- und Sozialanthropologie mit der Stadtplanung, bearbeitet. Die Disziplinen ergänzen sich besonders gut in städtischen Kontexten und ermöglichen die Analyse nachhaltiger Faktoren von bereits durchgeführten Projekten. Durch mein Doppelstudium der Kultur-/und Sozialanthropologie und der Architektur besitze ich zu beiden Disziplinen einen guten Zugang. Nach einer Phase, in welcher die Literaturrecherche und das Aufarbeiten der Theorie im Vordergrund standen, führte ich eine dreimonatige Feldforschung in der Stadt Guayaquil durch. Die Ergebnisse der Datenerhebung sind als Fallbeispiel im Kapitel 5 angeführt, während im Kapitel 6 das Beispiel Brasilien vorgestellt wird.

In Ecuador gibt es von staatlicher Seite kein Programm, welches den Armen in ihrer Wohnmiserie hilft. Wohnbauprogramme existieren zwar, erreichen aber vor allem die untere Mittelschicht. Dem Wohnungsmangel in Guayaquil versucht die kirchliche Organisation „Hogar de Cristo“ nachzukommen, indem sie Fertigteilhäuser produziert. Da die Organisation einen ganzheitlichen Ansatz hat und nicht nur materielle Hilfe leistet, sondern auch die sozialen Strukturen stärken möchte, hat sie umfangreiche Programme zusammengestellt. Diese sollen vor allem Frauen in unterschiedlichen Lebensphasen unterstützen und ihnen neue Chancen und Möglichkeiten bieten. Der Hilfsansatz ist partizipativ und soll den Menschen Möglichkeiten für eine nachhaltige Verbesserung aufzeigen.

Die Daten aus Brasilien, die dazu dienen, unterschiedliche Interventionsarten vorzustellen und zu analysieren zeigen sehr gut, wie sich ähnliche Problematiken in unterschiedlichen Städten wiederholen und so durch die Untersuchung unterschiedlicher Projekte wertvolle Erfahrungen gewonnen werden können. In diesem Rahmen stütze ich mich auf die Analyse von Projektberichten und beziehe mich auf die Ergebnisse einer ausführlichen Literaturrecherche.

2. Vorgangsweise und Methode der Untersuchung

Mein Forschungsaufenthalt in Guayaquil, der größten Stadt Ecuadors, von Januar bis März 2008 sollte dem Zweck dienen, die sozialen Strukturen sowie die Siedlungsstrukturen innerhalb der Marginalsiedlungen dieser Stadt mit 2,4 Mio. EinwohnerInnen zu erheben, um Aufschluss darüber zu erhalten, nach welchen Kriterien die Besiedelung in den peripheren Gebieten erfolgt und welchen Einfluss Interventionsversuche darauf haben. Untersucht wurde, ob sich durch die Einbeziehung in das Programm von der Hilfsorganisation „Hogar de Cristo“ neue Netzwerke bilden, die das Alltagsleben erleichtern. Zum Beispiel in Bezug auf die Arbeitssuche oder die nachbarschaftlichen Interaktionen. „Hogar de Cristo“ ist eine kirchliche Hilfsorganisation, welche in den peripheren Gebieten von Guayaquil Programme zur Verbesserung der Lebenssituation der dort angesiedelten Menschen durchführt.

Ich ging davon aus, dass es von besonderem Interesse sei zu überprüfen, ob innerhalb der von „Hogar de Cristo“ betreuten Gebiete eine Art der Nachbarschaftshilfe entsteht, die gemeinschaftliche Verbesserungsmaßnahmen im Viertel ermöglicht. Des weiteren standen Aspekte der Nachhaltigkeit im Fokus, da es wichtig ist, dass die Hilfestellungen einen langfristigen Effekt haben.

Zu diesem Zweck habe ich während meiner Forschung in Ecuador eine teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews durchgeführt: Die BewohnerInnen der unterschiedlichen Stadtgebiete habe ich durch semistrukturierte Interviews mit hohem narrativen Anteil zu ihren Lebensumständen, ihrem sozialen Umfeld und ihren Zukunftsperspektiven befragt, während ich die Verantwortlichen von der Organisation „Hogar de Cristo“ als ExpertInnen über das Entstehen und Wachsen des Projekts sowie über die Zukunftsaussichten befragt habe. Zusätzlich war es für meine Forschung wichtig, die soziokulturellen Bedingungen im Gebiet zu erfassen. Es handelt sich dabei um die Wertvorstellungen, die Handlungsweisen von einzelnen Akteuren, welche für die Gesamtgesellschaft und Aspekte wie Bildung, Erwerbstätigkeit und soziale Netzwerke prägend sind. Diese Daten wurden mit einer umfangreichen Bestandsaufnahme der Wohnumstände und den Bebauungsstrukturen verknüpft.

Die Ergebnisse der empirischen Erhebung in Ecuador sollten dann mit einem Beispiel aus Brasilien im Hinblick auf den Aspekt der Partizipation der Bevölkerung in den Projekten und in den politischen Programmen verglichen werden.

Denn 1994 war in Rio de Janeiro eines der aufwendigsten „Upgrading“- Projekte von ganz Lateinamerika gestartet worden. Die Verbesserungen waren nicht nur auf der infrastrukturellen Ebene durchgeführt worden, sondern in unterschiedlichen Bereichen, wie bei der Schaffung von Gemeinschaftsplätzen, bei den Kulturangeboten und auch den Wohnanlagen. Ziel war es, die Lebensbedingungen aller BewohnerInnen aufzuwerten. Mit vielen unterschiedlichen Herangehensweisen wurde versucht, die Bevölkerung am gesamten Entwicklungsprozess, bei der Entscheidungsfindung anfangen bis hin zu der tatsächlichen Umsetzung zu beteiligen.

Um meine Forschungsfrage zu behandeln, habe ich die bereits erwähnten Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie mit einer architektonischen Analyse des Forschungsgebiets ergänzt. Eine genaue Bestandsaufnahme des Gebietes wurde durchgeführt und bereits beendete Projekte wurden auf ihre Nachhaltigkeit überprüft. Die Gegenüberstellung der Beispiele Ecuador und Brasilien wird im letzten Teil der Arbeit angeführt, weil anhand dieser Beispiele die Bedeutung des partizipativen Konzepts besser analysiert werden kann. Darüber hinaus ist es so, dass in Brasilien Erfolge mit stadtplanerischen Maßnahmen bereits erzielt werden konnten. Die beiden Projekte, welche hier diskutiert werden sind zwar sehr unterschiedlich, jedoch arbeiten beide mit dem Gedanken der Partizipation. Die Zielsetzungen sind also deckungsgleich, denn in beiden Fällen soll sowohl durch die städtebauliche Planung wie auch durch soziale Projekte in einem ungeplanten Gebiet unter Einbeziehung der Bevölkerung eine Integration in der formellen Stadt ermöglicht werden.

3. Theorie und Praxis der Stadtforschung

Der Begriff Stadt ist schwer zu definieren, da er so viele Aspekte umreißt. Daher haben unterschiedliche Disziplinen eine eigenständige Definition hervorgebracht. In der Soziologie und Kulturanthropologie bezeichnet der Stadtbegriff in erster Linie ein Gebiet in dem viele heterogene Individuen gemeinschaftlich leben und sich durch Arbeitsteilung gemeinschaftlich organisieren.

3.1. *Ansätze der Urbanen Anthropologie*

Im Jahr 2008 wird zum ersten Mal mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten leben (UNEPFA 2007). Das städtische Leben hat sich in der ganzen Welt zu einer wichtigen Lebensform entwickelt. Doch was letztendlich ein urbanes Lebensgefühl hervorruft, wird ganz unterschiedlich empfunden.

Die Stadt ist ein gemeinschaftliches Siedlungsgebiet, welches sich so weit ausbreitet, dass eine Gesamtverknüpfung in dörflicher Form nicht möglich ist. Dennoch leben die Menschen hier in einer von ihnen gemeinschaftlich gebauten und gestalteten Umwelt, in der sie indirekt oder direkt miteinander interagieren und Räume gemeinsam nutzen. Allerdings partizipieren manche StadtbewohnerInnen aufgrund unterschiedlicher Grade der Integration mehr als andere am Stadtleben. In einer Stadt schleichen sich schnell Segregationsvorgänge ein, die Räume zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen aufteilen und so zum Verlust des öffentlichen Raumes führen können (vgl. Antweiler 2003).

Dennoch lebt die Stadt von ihren Unterschieden. Schon Aristoteles sagte: „The city is composed of different kinds of men; similar people cannot bring the city into existence“ (Aristoteles, zit. nach Irving 2004: 1).

In der Kultur- und Sozialanthropologie begann ab 1930 mit der Hinwendung zu den Städten ein Wandel der klassischen Forschungsfelder. Denn: „Menschen wanderten verstärkt aus ländlichen Gebieten in die Städte und die Ethnologen folgten ihnen“ (Antweiler 2003: 364).

Der Fokus richtete sich in der Kultur- und Sozialanthropologie traditionell eher auf ein Forschungsgebiet von relativ kleiner Größe, wobei der Forschungsgegenstand leicht zu überblicken war. Diese Arbeitsweise wurde häufig in die Stadtforschung übertragen, indem man sich auf nur eine kleinere Gruppe im städtischen Bereich konzentrierte.

Die ersten anthropologischen Forschungen im Bereich der Stadt gingen von zwei unterschiedlichen Strömungen aus. Eine Richtung hat ihren Ursprung in Amerika, insbesondere in Chicago. Die zweite ging von England aus und wurde hauptsächlich vom Rhodes-Livingstone Institut vertreten (vgl. Antweiler 2003).

Im folgenden Absatz möchte ich die ersten Herangehensweisen an das Thema Stadt im Überblick erläutern und die wichtigsten Aspekte für das vorliegende Arbeitsthema anführen.

3.2. Die US – Stadtanthropologie und Soziologie

3.2.1. Die „urban anthropology“ aus Chicago

Die ersten systematischen Forschungen in und über Städte wurden von der sogenannten „Chicago School“ durchgeführt. Dies war eine soziologisch begründete Fachrichtung, welche sich in Folge auch in Richtung Anthropologie entwickelte.

Die Gründung der Universität von Chicago erfolgte 1892 und bald darauf etablierte sich ein Institut für Soziologie, welches sich immer mehr mit der Stadtforschung auseinandersetzte. Eine treibende Kraft war Robert Park (1864-1944). Er wirkte lange Zeit als Journalist, bevor er sich der Soziologie zuwandte. Park studierte auch einige Zeit in Berlin und wurde dort vom deutschen Soziologen und Philosophen Georg Simmel (1858-1918) beeinflusst.

Die Chicagoer Soziologen, zu denen auch Ernest Burgess, Roderick McKenzie, Louis Wirth und der Ethnologe Robert Redfield gehörten, vertraten nicht wie die Soziologen im deutschsprachigen Raum eine geschichtliche Herangehensweise, um die verschiedenen Organisationsstrukturen und Formen des Zusammenlebens in Städten zu bestimmen. Sie befassten sich vielmehr mit der modernen, amerikanischen Großstadt (vgl. Brommer 1993).

Forschungsschwerpunkte der Chicago School waren vor allem Migrations- und Segregationsprozesse sowie allgemein das Phänomen der Verstädterung. Die Forscher dieser Richtung betrachteten die Stadt als ein Ort, der sich aufgrund der sozialen Prozesse permanent im Wandel befindet. Sehr bekannt wurde auch das Chicagoer Zonenmodell, das zur Analyse der Stadt eingesetzt wurde (vgl. Brommer 1993; siehe hierzu auch Abb 1.).

Parks Haltung gegenüber der Stadt und der städtischen Lebensweise war positiv. Daher wollte er sich nicht mit der Dualität zwischen einem sozial intakten Landleben und einem fragmentierenden und die Personen isolierenden Stadtleben auseinandersetzen. Er begrüßte die Tatsache, dass die Stadt imstande war, alte Traditionen aufzulösen und sich so ein modernes neues Gebiet eröffnete.

Mit dem Grundgedanken, dass erst der Großstädter „frei“ sei, schließt sich Park den Gedanken des deutschen Soziologen Georg Simmel (1903) an. Für Park sind die Städte optimale Orte, um Forschungen durchzuführen und Schlüsse über Verhaltensmuster von Menschen zu erlangen. Im Gegensatz dazu schwingt in Georg Simmels Arbeit dennoch immer wieder die Angst vor der Stadt mit. Denn die Stadt schafft es auch soziales Gefüge zu erschüttern.

Eine dominante Strömung innerhalb der amerikanischen Stadtsoziologie bildete die Urbanökologie. Vertreter dieser Richtung waren Park, Burgess und McKenzie. Die Urbananthropologen

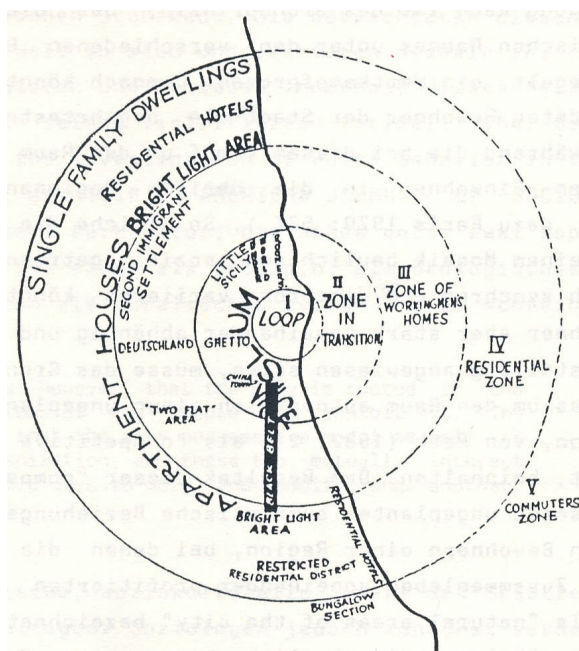


Abbildung 1: Burgess' Zonendiagramm der Stadt
(Quelle: Park/Burgess 1967: 55)

vertraten hier die Theorie, der zu Folge die Stadt wie ein natürlicher Organismus funktionierte. Die unterschiedlichen Teilbereiche, sprich die räumlichen und funktionalen Komponenten ergeben am Ende, nach diesem Konzept, die Gesamtheit der Stadt. Aufgrund der unterschiedlichen Gruppen, die innerhalb desselben Siedlungsgebietes leben, käme es auch zu Interessenüberschneidungen. Diese führen zu einer Konkurrenzsituation innerhalb des Stadtgebietes. So herrscht - nach diesem Konzept - zwischen den Stadtbezirken ein Wettkampf. Diesen können reichere StadtbewohnerInnen leichter für sich entscheiden, da sie

die entsprechenden Ressourcen besitzen. So bildet sich ein Verdrängungsprozess der Armen durch die Reichen. Schon sehr früh setzten sich also die WissenschaftlerInnen mit den Segregationsprozessen, die eine Stadt in Einzelteile trennt, auseinander (vgl. Brommer 1993).¹

Park stellte aber in seinen Forschungen auch fest, dass trotz der offensichtlichen Trennungen, gewisse Abhängigkeiten zwischen den sozialen Schichten und Bereichen vorhanden sind, da eine städtische Ökonomie auch immer auf einer Arbeitsteilung beruht. In diesem Sinn meinte er: "The city is not, however, merely a geographical and ecological unit; it is at the same time an economic unit. The economic organization of the city is based on the division of labor" (Park 1967: 20). Daher zog Park den Schluss, dass ein gewisses Maß an Kooperation vorhanden sein muss, damit das Gesamtgefüge nicht auseinanderbricht. Dank dieser teilweise vorhandenen Kooperation würde die Möglichkeit bestehen, dass beide Seiten Vorteile aus der Beziehung ziehen können. Die Segregationsprozesse, welche die Bevölkerung in recht einheitliche Gruppen einteilt, hielten die damaligen Urbanökologen für universal und wiederholbar und somit auch auf jede beliebige moderne Stadt in Amerika übertragbar. Sie nannten diese Bereiche „natural areas of the city“ und Burgess entwarf in diesem Rahmen ein viel diskutiertes Zonendiagramm (vgl. Brommer 1993; siehe hierzu Abb. 1).

Dieses Zonenmodell von Burgess versucht die dynamischen Veränderungsprozesse der Stadt Chicago wiederzugeben. An diesem Modell wurde vor allem die statische Darstellung, mit Kreiselementen kritisiert. Kritiker bezweifelten, dass die Prozesse in der Realität so gleichförmig verlaufen. Schüler von Burgess setzten sich in Folge mit diesen Gedanken auseinander, entwickelten das Modell weiter und nahmen eine Ausweitung der Stadt in Sektoren an (vgl. Gaebe 2004).

Ein wichtiger Vertreter der Chicago School war Louis Wirth (1897-1952). Berühmte Arbeiten von ihm waren unter anderem „Urbanism as a Way of Life“ (1938) und „The Ghetto“ (1926). Er versuchte mit seiner Theorie, das Leben in der Stadt zu erfassen und Segregationsprozesse zu erklären. Den zwischenmenschlichen Beziehungen räumte Wirth eine hohe Priorität ein. Des weiteren setzte er sich mit den Aspekt der hohen Konzentration von Menschen an einem Ort auseinander, sowie mit der Größe und der Heterogenität der Stadt. In Hinsicht auf die Heterogenität interessierte ihn besonders, ob dadurch verstärkt soziale Konflikte entstehen. In seiner frühen Arbeit von 1938 baute Wirth zwischen städtischem und ländlichem Leben, welches er in klar getrennte Formen unterteilte die nicht ineinander greifen können, eine starke Dualität auf (vgl. Brommer 1993).

¹Dem Aspekt der Segregation wird in der vorliegenden Arbeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da viele Städte in Lateinamerika soziale und räumlich fragmentierte Strukturen aufweisen (siehe Kapitel 4.3.5.).

Die dualistische Darstellung der beiden Bereiche, die Betrachtung der Stadt und des Dorfes als autonome nicht interagierende Einheiten, sowie der egozentrische Blickwinkel, der von einer amerikanischen Industriestadt ausging, wurden dann immer wieder scharf kritisiert. In seinem 1964 posthum erschienenen Sammelband „On Cities and Social Life“ korrigierte Wirth sich selbst und stellte fest, dass eine strikte Trennung zwischen dem Land- und dem Stadtleben nicht existiert. Die Lebensformen der Stadt würden sich auf das Land ausweiten und auch die Lebensformen des Landes würden ihren Weg in die Stadt finden. Urbanität könne man nicht länger mit Industrialisierung gleichsetzen, so wie man eine ländliche Lebensweise nicht mehr mit einer landwirtschaftlichen Tätigkeit gleichsetzen könne (vgl. Wirth 1964).

Die Jahre zwischen den 1930er und 1940er Jahren waren sehr vom Interesse an den „peasant studies“ geprägt. In vielen Studien beschäftigten sich die US-Forscher mit ländlichen Bevölkerungsgruppen, vor allem in Mexiko und Guatemala und mit den Veränderungen durch Industrialisierungsprozesse. Robert Redfield (1897-1958) kann zu dieser Bewegung gezählt werden. Er absolvierte ein Jura- und ein Ethnologiestudium. In den Jahren 1926-27 führte er eine Feldforschung in dem Dorf Tepoztlan, welches nahe von Mexiko City liegt, durch. Als Ethnologe wurde er sehr stark von der „Chicago School“ der Soziologie beeinflusst, da er Kontakte zu Robert Park und zu Louis Wirth pflegte (vgl. Brommer 1993). Die „peasant studies“ erfreuten sich bis in die 1950er und 1960er Jahren großer Beliebtheit und sie wurden in zahlreichen Varianten fortgeführt. Redfield (1962) stellte die „Folk-Gemeinschaft“ im ländlichen Milieu als intakt, homogen und harmonisch dar. Die Mitgliederanzahl der „Folk-Gemeinschaft“ sei gering. Die Gruppen würden eine lange Zeit hindurch gemeinsam leben, hätten ein Zugehörigkeitsgefühl und ein funktionierendes soziales Netzwerk, diese positiven Aspekte des Zusammenlebens würden ausserhalb der Gruppe verloren gehen. Das Verhalten der „Folk-Gesellschaft“ sei „traditionsbedingt, spontan und unkritisch“ (Redfield 1962: 237). Bezüglich der sozialen Netzwerke sind „Folk-Gesellschaften“ nach Redfield gut organisiert und jedes Mitglied wüsste, welche Verhaltensweisen er von den anderen Mitgliedern zu erwarten habe. Erst durch Heterogenität und einen geringen Grad an Isolation würden sich die Charakteristiken der „Folk-Gemeinschaft“ verändern (Redfield ebd).

Aufgrund der damals herrschenden massiven Migrationsvorgänge in die Städte wurde es auch für Anthropologen nötig, in der Stadt zu forschen. Besonders die rasant wachsenden Großstädte in den Ländern des Südens rückten ins Zentrum des Interesses. Neue Fragen konzentrierten sich vor allem auf die Bereiche der Migrationsbewegungen, der Armut, der Veränderung der

Verhaltensweisen, wenn eine Person vom Land in die Stadt zieht. Dadurch konnte die partikuläre Untersuchungseinheit, wie zu diesem Zeitpunkt in der Anthropologie üblich, beibehalten werden. Dieser Schwerpunkt führte in den 1970er Jahren zu der Frage, ob Feldforschungen in kleinen Teileinheiten von Städten ausreichen können, oder nicht doch ein umfassender Ansatz verfolgt werden sollte (vgl. Antweiler 2003).

3.2.2. „Die Kultur der Armut“

Ein weiterer Ansatz erschien für vorliegende Arbeit relevant. Dies ist die Theorie über „Die Kultur der Armut“ des Kultur- und Sozialanthropologen Oscar Lewis. Die Theorie der „Kultur der Armut“, welche Anfang der 1970er Jahre entstand, trug besonders zur Popularität der urbanen Anthropologie bei. Lewis formulierte seine These, als er die Integration von Migranten in der städtischen Umgebung erforschte. Seine Forschungen führte er in Marginalsiedlungen von Mexiko City, Puerto Rico und New York durch. In diesem Zusammenhang formulierte Lewis (1971: 48) seine These folgendermaßen: „Die Kultur der Armut ist sowohl Anpassung als auch Reaktion auf ihre Randposition in einer klassengebundenen, hoch individualisierten, kapitalistischen Gesellschaft. Sie ist ein Versuch mit Gefühlen der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung fertig zu werden, die sich aus der Erkenntnis der Unmöglichkeit des Erfolges im Sinne der Werte und Ziele der übrigen Gesellschaft entwickeln. [...] Die Kultur der Armut ist jedoch nicht nur eine Anpassung an eine Reihe gegebener Bedingungen innerhalb der übrigen Gesellschaft. Wenn sie einmal entstanden ist, führt sie durch die Auswirkungen auf die Kinder dazu, sich von Generation zu Generation fortzusetzen“.

Die „Kultur der Armut“ ist also nach Lewis eine Art Bewältigungsmethode der Armen, mit dem Ausschluss aus der Gesellschaft umzugehen. Lewis stellt zahlreiche Kriterien zusammen, welche das Wesen dieser „Kultur“ ausmachen. Wichtige Punkte sind dabei: „Die mangelnde Teilnahme und Eingliederung in die Hauptinstitutionen der übrigen Gesellschaft“, die „Siedlungsweise in marginalisierten Gebieten“ sowie „die notdürftige Bebauungsweise“ und „die hohe Personendichte auf geringem Raum“ (Lewis ebd.: 49). Weitere Probleme von Personen, die zur „Kultur der Armut“ zählen, sei ihr begrenzter Zugang zu Infrastrukturen der formellen Stadt sowie die Instabilität der Familienstrukturen. Die Personen, die in der „Kultur der Armut“ aufgewachsen sind, würden von Gefühlen der „Isolierung, Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Unterlegenheit“ geplagt (Lewis ebd.: 52). Sobald sich die Armen jedoch organisieren und ein Bewusstsein für ihre Situation entwickeln, können sie nach Lewis aus der „Kultur der Armut“ heraustreten. Die Unterscheidung zwischen Armut und „Kultur der Armut“ ist für

Lewis zentral, daher hält er fest: „Es gibt verschiedene Armutsgrade und eine Menge Arten armer Leute. Die Kultur der Armut bezieht sich auf einen bestimmten Lebensstil armer Leute in einem vorgegebenen, historischen und sozialen Zusammenhang“ (Lewis ebd.: 53).

Das Konzept von Lewis gab der Stadtanthropologie etliche Denkanstöße. Die Aussagen von Lewis sorgten jedoch auch für heftige Debatten und wurden stark kritisiert. Seine Feststellung, wonach, die „Kultur der Armut“ ein anerzogener Prozess sei, dem Kinder sich weder durch Bildungsförderung noch durch eine Veränderung der finanziellen Situation der Familie entziehen könnten, erschien vielen Forschern als eine zu drastische Festschreibung. Durch seine Interpretation würde Lewis andere mögliche Lebensentwürfe verneinen, den Betroffenen eine hohe Eigenverantwortung an ihrer Situation zuschreiben und somit auch die Effektivität von Hilfestellungen anzweifeln. Des Weiteren gab es kritische Stimmen die Lewis vorwarfen, er habe seine Ergebnisse zu negativ ausgelegt (vgl. Brommer 1993).

Obwohl ich in meiner Forschung, die „Kultur der Armut“, wie sie von Lewis beschrieben wurde, nicht beobachten konnte, habe ich seinen Ansatz vorgestellt, weil diese Theorie zu sehr vielen Auseinandersetzungen in diesem Bereich geführt hat. Aufgrund meiner Beobachtungen möchte ich mich allerdings den Kritikern von Lewis Theorie anschließen, welche die Erziehung zur „Kultur der Armut“ als zu determinierend bezeichneten. Das Bewusstsein der eigenen Armut führt nicht zwingend zu einer sinnvollen Gruppenorganisation, welche es ermöglicht, sich von der Armut zu befreien.

3.3. Die britische Stadtanthropologie

3.3.1. Allgemeine Ansätze der britischen Stadtanthropologie

Von den britischen Sozialanthropologen wurden ebenfalls berühmte Arbeiten im Bereich der Urbanen Anthropologie durchgeführt. Wichtig hierbei war das Rhodes-Livingstone Institut, welches 1938 noch unter kolonialer Verwaltung im damaligen Nordrhodesien, mit der Absicht als Informationslieferant für die Kolonialregierung zu dienen, gegründet wurde. Der erste Direktor in den Jahren von 1938 bis 1942 war Godfrey Wilson: er legte den Fokus auf die Erforschung von Städten und Wachstumsvorgängen. Der Nachfolger von Wilson war Max Gluckman, der das Interesse an urbanen Prozessen vertiefte. Forscher wie J. Clyde Mitchell, John Barnes, Jaap van Velsen, Arnold L. Epstein, u. a. arbeiteten eine Zeit lang am Rhodes-Livingstone Institut. Etliche von ihnen wurden später Teil der Manchester School (1950er bis

in die frühen 1970er Jahre)². Ähnlich wie bei den amerikanischen Kollegen entwickelte sich auch bei den britischen Anthropologen ein vertieftes Interesse am Wandel vom ruralen zum urbanen Leben. Erforscht wurden ebenfalls Migrationsbewegungen und Anpassungsprozesse der ländlichen Bevölkerung in der Stadt (vgl. Brommer 1993). Die britischen Anthropologen prägten dabei den Begriff „Detribalisierung“, ein langsam fortschreitender Prozeß, der zur Übernahme städtischer Verhaltensweisen führt (Gluckman 1961). Der Ortswechsel führt bei der betroffenen Person dazu, dass alte Einflüsse von Familienmitgliedern schwinden, die sozialen Beziehungen sich verändern und sich die Lebensgewohnheiten an die neuen Umstände anpassen. Dies bedeute allerdings laut Gluckman nicht, dass der Prozess unumkehrbar sei, denn wenn von der Stadt ein Rückzug aufs Land erfolgt, würde dann wiederum eine „Deurbanisierung“ stattfinden. Gluckman beschreibt dies folgendermaßen: „The urbanized African is outside the tribe, but not beyond the influence of the tribe. Correspondingly, when a man returns from a town into the political area of his tribe he is tribalized again – de-urbanized – though not beyond the influence of the towns“ (Gluckman ebd.: 70).

3.3.2. *Die soziale Netzwerkanalyse*

Eine neue Herangehensweise, um einem so komplexem Forschungsfeld wie der Stadt gerecht zu werden, bestand darin, die sozialen Netzwerke zu erforschen. Bekannt wurde diese Methode verstärkt durch die Mitglieder der Manchester School, welche in den 1950er bis in die frühen 1970er besonders aktiv waren.

Der Ethnologe J. Clyde Mitchell (1969) stellte in seiner Arbeit zahlreiche Richtlinien zusammen, um soziale Netzwerke differenziert betrachten zu können. Zum einen bestimmte er unterschiedliche Beziehungstypen. Darunter fallen persönliche Netzwerke, wie Freundschaften, Bekanntschaften, Verwandtschaftsbeziehungen, etc.. Aber er zählte auch strukturelle Beziehungen und die entsprechenden Verhaltensmuster dazu. Mitchell definierte in seiner Arbeit zwei Arten von Kriterien, um Beziehungsmuster erklären zu können.

Zum einen definierte Mitchell „morphological criteria“, die bei der Bestimmung der Netzwerkstruktur zu beachten sind. Hierbei geht es ihm um die Form und Struktur eines persönlichen Netzwerkes (vgl. Mitchell 1969: 12 ff).

Diese „morphologischen“ Kriterien sind nach Mitchell:

² Die Manchester School ist eine Richtung der britischen Anthropologie, welche von der Universität Manchester ausging. Die Mitglieder analysierten in ihrer Forschung historische und globale Prozesse, wie die Kolonisation und setzten erste Impulse für die Ethnizitätsforschung, aber sie beschäftigten sich auch mit sozialen Netzwerken.

- „Anchorage“: Den Begriff „anchorage“ also „Fixierung“, verwendet Mitchell für die Fixierung auf eine Person oder eine Personengruppe, deren Netzwerk erhoben wird. Erst durch die Auswahl eines konkreten Personenkreises oder einer Person konkretisiert sich das Forschungsinteresse. (vgl. Mitchell ebd.: 12 ff.).
- „Reachability“: Mit diesem Kriterium der „Erreichbarkeit“ wird die Nähe zwischen den Personen im Netzwerk beschrieben. Es wird beobachtet, ob eine Person viele Etappen zu einer anderen innerhalb des Netzwerkes benötigt oder ob direkte Verknüpfungen vorhanden sind. Dadurch können Rückschlüsse über Informationsweiterleitung geschlossen werden, da Beziehungskonstellationen im Netzwerk bekannt sind (vgl. Mitchell ebd.: 15 ff.).
- „Density“: Das dritte Kriterium der „Dichte“ beschreibt die tatsächlich stattfindenden Interaktionen zwischen den Personen im untersuchten Netzwerk. Die Dichte eines Netzwerkes ergibt sich aus der Differenz zwischen den vorhandenen und den theoretisch möglichen Kontakten (vgl. Mitchell 1969: 17 ff.).
- „Range“: Das letzte Kriterium der „Abgrenzung“ beschreibt den Kreis eines spezifischen Netzwerkes. Der Forscher trifft die Entscheidung, ob er nur Personen untersuchen möchte, welche in einem engen Kontakt mit der Ausgangsperson stehen oder ob er einen weiteren Bekanntenkreis erfassen möchte (vgl. Mitchell ebd.: 19 f.).

Neben den „morphological criteria“ stellt Mitchell „interactional criteria“ auf. Mit diesen Kriterien möchte er weitere Aspekte der Interaktion in direkten zwischenmenschlichen Kontakten erfassen.

Diese „interaktionellen“ Kriterien sind nach ihm:

- „Content“: Dieser Begriff des Kontextes beschreibt die Zufriedenheit der Person mit ihrem eigenen Netzwerk. Personen handeln immer in einem bestimmten Kontext und die jeweiligen Handlungen können aufgrund des sozialen Kontextes verstanden werden (vgl. Mitchell 1969: 20 ff.).
- „Directedness“: Ein weiteres wichtiges Kriterium ist das der „Direktheit“. Damit werden Beziehungen, in Bezug auf ihr Gleichgewicht untersucht, da es wichtig ist festzustellen, ob eine Beziehung reziprok ist oder nicht. Eine Beziehung mit einem Machtgefälle gestaltet sich unterschiedlich zu einer Freundschaft, etc. (vgl. Mitchell ebd.: 24 ff.).

- „Durability“: Bei diesem Kriterium wird die „Dauerhaftigkeit“ von Beziehungen überprüft. Diese kann je nach Interaktion sehr stark variieren. Manche Beziehungen dienen einem bestimmten Zweck und schlafen deshalb nach Erreichung des Zieles oft wieder ein. Andere dauern ein Leben lang. Die Nachhaltigkeit kann erwünscht sein, aber auch aufgrund von existierenden Strukturen einfach gegeben sein, wie dies z. B. im Fall der Verwandtschaft beobachtet werden kann (vgl. Mitchell ebd.: 26 f.).
- „Intensity“: Mit dem vierten Kriterium der „Intensität“ werden Beziehungen subsumiert, die sich durch persönliche Wertschätzungen auszeichnen. Diese Wertschätzung ist nicht von einem regelmäßigen Kontakt abhängig (vgl. Mitchell 1969: 27 ff.).
- „Frequency“: Das fünfte Kriterium der „Frequenz“ (Häufigkeit) bezeichnet hingegen nur die Häufigkeit der Interaktion. Sie sagt über die Intensität der persönlichen Beziehung nichts aus. Sie kann sich auch aufgrund äußerer Umstände, wie z. B. ein gemeinsamer Arbeitsplatz, erhöhen (vgl. Mitchell ebd.: 29 ff.).

Durch Netzwerkanalysen können gesellschaftlich relevante Fragen beantwortet werden, jedoch ist die Erhebung solcher Daten aufgrund des hohen Arbeitsaufwand eine Herausforderung. Die Netzwerkanalyse bietet die Möglichkeit, unterschiedlichste Beziehungsstrukturen zu erfassen und erlaubt dadurch Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Organisation innerhalb einer bestimmten Gruppe. Experten, die sich mit der Methode und ihrem Einsatz in der Kultur- und Sozialanthropologie heute auseinandersetzen, merken an, dass die Netzwerkanalyse nicht die traditionellen Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie ersetzen soll. Sondern eine sinnvolle Ergänzung ist, da die Netzwerkanalyse interessante Forschungsfragen beantworten kann und sich in viele Richtungen erweitern lässt (vgl. Schnegg/Lang 2006).

3.4. *Die Anthropologie der Städte*

Während der 1980er Jahre kam es zu einem Wendepunkt, da die Stadtanthropologie sich als Disziplin noch nicht voll etabliert hatte und eine gewisse Uneinigkeit über die Sinnhaftigkeit der Richtung herrschte.

Neuen Schwung brachte die Zeit Ende der 1980er und 1990er Jahre, also in einer Zeit, als Städte im weltweiten Kontext immer mehr an Bedeutung gewannen. Metropolen verdichteten sich, durch die Globalisierung nahm die weltweite Vernetzung zu und die Städte veränderten ihr Gesicht. Etliche lokale Prozesse fanden in den Städten statt und Urbanität wurde zu einem

wichtigem Thema. In den Städten fanden immer mehr Prozesse der Fragmentierung statt und die Zuwanderung stieg an. Diese Veränderungen stießen in vielen Disziplinen auf ein großes Interesse (vgl. Antweiler 2003).

Inzwischen ist die urbane Anthropologie auch im deutschsprachigen Raum etabliert, wenn auch das viel diskutierte Problem der Auswahl des zu erforschenden Bereiches noch nicht vollständig geklärt ist und öfter die Frage aufkommt: „Wie finden wir Einheiten für die Forschung in Städten, die den Themen adäquat sind und der Vielfalt und der Dynamik gerecht werden und gleichzeitig mit ethnologischen Verfahren in den Griff zu bekommen sind“ (Antweiler ebd.: 365).

Allgemein wurde in den Diskussionen immer wieder der Ruf nach einer Anthropologie der Städte und nicht nur nach einer Anthropologie in den Städten laut. Bei einem Großteil der zahlreichen Studien war die Stadt bisher nur der Ort, in welchem die Forschung stattfand. Somit konzentrierte sich die Forschung nur auf einen Mikrokosmos, der die übrigen Akteure und Vorgänge in der Stadt ausklammerte.

Dies würde sich zwar dadurch begründen lassen, dass in der Kulturanthropologie traditionell Forschungen oftmals in einem kleinem Rahmen stattfinden, womit dem Anspruch genüge getan wird, die gesamte Lebensform einer bestimmten Gemeinschaft zu dokumentieren (vgl. Hannerz 1980).

Aber eine Anthropologie der Städte würde einen umfassenderen Blick fordern. Sämtliche unterschiedliche Lebensformen, die historische Entwicklung der Stadt, alle ihre unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen müssten in die Betrachtung einbezogen werden und zusammengefügt werden, um der Vielfältigkeit gerecht zu werden. Diese Forderung stellt sich zwar als schwer durchführbar dar, würde es aber ermöglichen, wie Autoren wie Hannerz (1980) es einfordern, dass sich die urbane Anthropologie weiterentwickelt.

Ein hilfreiches theoretisches Werkzeug brachte der Kulturanthropologe Arjun Appadurai (1998) ein, als er die Tatsache festhielt, dass die sogenannten „ethnoscapes“ - also die „ethnischen Räume“ in Bewegung geraten sind. Weil immer mehr Menschen mit ihrem „kulturellen Gepäck“ in Bewegung sind, und dadurch traditionelle Bindungen an den Raum sich aufzulösen beginnen. So formieren sich neue Gruppen mit unterschiedlichen Geschichten und Hintergründen an gewählten Orten. Daher verlangt er, dass die ethnologischen Methoden diesem neuen Phänomen gerecht werden. Er fordert auch, dass dieser Prozess global gesehen werden muss, um internationale und nationale Migrationen zu beleuchten und zu verstehen (vgl. Appadurai ebd.).

Diese Prozesse, welche allgemein als „Enträumlichung“ (Appadurai ebd.: 13) beschrieben wurden, gilt es Beachtung zu schenken und zu analysieren, da sie auf das soziale Miteinander innerhalb bestimmter Gruppen einen erheblichen Einfluss haben. Appadurai (ebd.: 13) beschreibt den Prozess der „Enträumlichung“ „als eine der zentralen Kräfte der Moderne“. Viele Menschen haben ein Idealbild ihres Lebens und projizieren ihre Vorstellung auf einen Ort, an welchem es ihnen möglich erscheint, ihre Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Für Ethnologen sei es wichtig diese erträumten Möglichkeiten zu berücksichtigen und zu analysieren, welche Vorstellungen zu welchen tatsächlichen Bewegungen in der Welt führen und welche Veränderungen sie im sozialen Leben mit sich bringen (vgl. ebd.).

Diesen heute allgemein erhobenen Anspruch einer Anthropologie der Städte versuche ich in dieser Arbeit gerecht zu werden. So habe ich während meiner Feldforschung zahlreiche Sektoren besucht und versucht, Guayaquil als Ganzes, soweit dies möglich ist, wahrzunehmen und die unterschiedlichen Lebensentwürfe in der Stadt kennenzulernen. Dabei bin ich auf viele Widersprüche und strukturelle Probleme der Stadt gestoßen, für die noch kein idealer Umgang gefunden wurde. Ziel ist es bei einer solchen Arbeit, die Möglichkeiten von Städten zu verdeutlichen, eine Integration aller Bevölkerungsschichten durchzusetzen, wobei die Zukunft als Gesamteinheit der Entwicklungschancen betrachtet wird.

3.5. Begriffsklärung und theoretische Ansätze

Vor einer Auseinandersetzung mit weiteren theoretischen Ansätzen möchte ich das Phänomen der Stadtentwicklung diskutieren, und auf Begriffe wie Urbanisierung und Verstädterung eingehen, aber auch auf deren tendenzielle Verläufe in Lateinamerika. Auch der Begriff der „Marginalsiedlung“ soll erst genauer erläutert werden, um einen Überblick zu schaffen, bevor auf die spezifischen Beispiele eingegangen wird.

3.5.1. Definition des Stadtbegriffes

Die Enzyklopädie Brockhaus (1993: 46) definiert Stadt sehr umfassend als „eine Siedlung, die im Gegensatz zu ländlichen Siedlungen durch ihre meist nichtlandwirtschaftliche Funktionen sowie durch eine größere Zahl weiterer Einzelmerkmale mit allerdings je nach Raum und Zeit unterschiedlichen Ausmaßen charakterisiert ist; dazu zählen ihre Größe [...], die Geschlossen-

heit der Ortsform [...], höhere Bebauungsdichte, überwiegende Mehrstöckigkeit der Häuser [...], in der neuzeitlichen Stadt eine deutliche funktionale innere Gliederung [...], eine besondere Bevölkerungs- und Sozialstruktur [...], differenzierte sozialräumliche Gliederung [...], hohe Wohn- und Arbeitsstättendichte, vorherrschende sekundär- und tertiärwirtschaftliche Tätigkeiten bei gleichzeitig hoher Arbeitsteilung, i.a. ein Einpendlerüberschuss, das Vorherrschen städtischer Lebensformen, ein Mindestmaß an Bedeutung für das Umland [...], eine relativ hohe Verkehrswertigkeit [...] und eine weitgehend künstliche Umweltgestaltung mit zu Teil hoher Umweltbelastung. Stadt läßt sich heute deshalb nur schwer eindeutig definieren, weil die Übergänge zwischen städtischen und ländlichen Siedlungen fließend sind [...]. Die statische Definition von Stadt geht in vielen Staaten von einer bestimmten Einwohnerzahl aus, schwankt jedoch außerordentlich stark; [...]. Für internationale Vergleiche der Stadtentwicklung und Verstädterung ist eine Mindesteinwohnerzahl von 20 000 Einwohnern sinnvoll. Häufig wird nach bestimmten statistischen Werten unterschieden zwischen Land-Stadt, Kleinstadt, Mittelstadt, Großstadt (meist über 100 000 Ew.) und Millionenstädten. [...]"

Die Begriffe „Urbanisierung“ und „Verstädterung“ sind nicht immer ganz eindeutig bestimmt. Beide umschreiben Wachstumsvorgänge einer Stadt (vgl. Chevron et al. 2002: 271). Jedoch lassen sich die Begriffe differenzieren: „Der Begriff Verstädterung weist auf das demographische Phänomen hin: Der prozentuale Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung eines Landes wird als Verstädterungsgrad bezeichnet, die Verstädterungsrate bezieht sich auf die quantitative (positive oder negative) Veränderung der städtischen Bevölkerung in einem bestimmten Zeitraum. Der Begriff Urbanisierung beschreibt auch den Wandel der Lebensweise (Auflösung traditioneller Lebensformen und Individualisierung), die Herausbildung eines städtischen Lebensgefühls und Selbstbewusstseins im Sinne von Urbanität“ (ebd.: 271).

Der Begriff Verstädterung bezieht sich also nicht nur auf das Wachstum, welches durch Ausbreitung gekennzeichnet ist, sondern auch auf die Verdichtung von Gebieten. Die Bevölkerungsanzahl nimmt innerhalb der vorhandenen Stadtgebiete zu und der Raum verdichtet sich. Verstädterung kann daher auch die steigende Anzahl von Städten in einem Umkreis beschreiben (vgl. Heineberg 2006).

Beim statischen Stadtbegriff wird die Stadt definiert, indem man die Einwohnerzahlen und die Dichtewerte als Richtwert nimmt. Doch selbst diese sehr reduzierte Definition ist nicht allgemeingültig, da es weltweit sehr verschiedene Dimensionen von Städten gibt (vgl. ebd.).

Für große Agglomerationen wird daher häufig nicht mehr der Begriff Stadt sondern der Begriff Metropole verwendet. Damit werden große, städtische Siedlungen beschrieben, welche die wichtigsten sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Institutionen eines Landes versammeln, jedoch nicht zwingend die offizielle Hauptstadt sind. Von einem Metropolisierungsprozess wird gesprochen, wenn eine Stadt zunehmend mehr an Größe aber auch an wichtigen Funktionen gewinnt (vgl. Heineberg 2006). Der Geograph Dirk Bronger (2004) hat für eine Metropole als Kriterium eine Mindestgröße von 1 Mio. EinwohnerInnen festgelegt, wobei diese in einem Gebiet mit der Dichte von 2.000 EinwohnerInnen/m² leben. Dieses Kriterium ist allgemein anerkannt.

Der ebenfalls häufig verwendete Begriff der Megastadt beschreibt eine größere Einheit als die Metropole, doch über die genaue Größe herrscht in der Literatur Uneinigkeit. Der Geograph Dirk Bronger (2004) zählt eine Stadt mit 5 Mio. EinwohnerInnen zu einer Megastadt, die UNITED NATION legen eine Mindestgröße von 8 Mio. EinwohnerInnen fest und der Geograph Mertins definiert eine Megastadt als ein Siedlungsgebiet mit mindestens 10 Mio. EinwohnerInnen (vgl. Heineberg 2006).

3.5.2. Die Entwicklung der Städte

Vor ca. 9000 - 7000 Jahren sind in Mesopotamien, Ägypten, Persien, Indien, China, Mittel- und Südamerika die ersten Städte unabhängig voneinander entstanden (vgl. Ribbeck 2005).

Ein neues Phänomen ist, dass die Mehrheit der Weltbevölkerung in Städten lebt. Vor 1800 lebten nur 2 bis 3 % der Weltbevölkerung in Städten mit mehr als 20 000 EinwohnerInnen. Diese Zahl stieg 1900 auf 15 % an und im Jahr 2000 waren es ca. 45 % der gesamten Weltbevölkerung, die ihre Heimat in der Stadt fand. In den europäischen Ländern und den USA begann die Verstädterung mit der Industrialisierung im 19. Jh. In den weniger industrialisierten Länder begann der Prozess der Verstädterung erst in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg (vgl. Gaebe 2004).

Dieser Prozess hielt in den letzten Jahren an und im Jahr 2008 ist nochmals ein Richtwert überschritten worden. Zum ersten Mal in der Geschichte werden mehr Menschen in Städten als in ländlichen Gebieten leben. Zurzeit sind es etwa 3.3 Milliarden. Diese Zahl wird bis 2030 auf eine Gesamtzahl von 4.9 Milliarden anwachsen (UNEFPA 2007: 6). Das Bevölkerungswachstum wird hauptsächlich in den Städten stark sein und dies überwiegend in den Städten der Entwicklungsländern. In Lateinamerika setzte die Entwicklung der Verstädterung bereits ab den

1920er Jahren ein, daher gehört Lateinamerika heute zu den am stärksten urbanisierten Zonen in der Welt. Im Jahr 2005 wohnten bereits 77% der Bevölkerung in Städten (UNEFPA 2007: 11).

In der Vergangenheit führte die fehlende Auseinandersetzung mit diesem kaum kontrollierbaren Wachstum und das Ignorieren der Armen zu fatalen Strukturproblemen in den Städten Lateinamerikas, wobei eines der Hauptprobleme die starken Segregationsprozesse waren. Die Politik reagierte in allen betroffenen Ländern zu langsam und erst als sie sich mit einem großen Problemberg konfrontiert sah, erwuchs allmählich ein Bewusstsein für eine nachhaltige Stadtverwaltung. Dieser Prozess wird in dieser Arbeit am Beispiel Brasilien genauer erläutert.

In den nächsten Jahren werden nicht nur die ohnehin schon großen „Megacities“ weiter wachsen, sondern man erwartet auch, dass die Klein- und Mittelstädte einen verstärkten Zulauf erfahren werden.

Hierbei verläuft die Entwicklung zum Teil anders als ursprünglich: So hat in den lateinamerikanischen „Megacities“ sogar eine Abwanderung eingesetzt. Dennoch wachsen hier die absoluten Zahlen aufgrund der natürlichen Reproduktion weiter. Damit dieses unaufhaltsame Wachstum nicht zu einer Konzentration von Armut führt, müssen gezielte Maßnahmen getroffen werden. Es gilt sich vorausschauend mit der Frage auseinanderzusetzen, wie eine funktionale Wohnungspolitik betrieben werden kann, bei welcher auch ausgegrenzte Bevölkerungsgruppen inkludiert werden. Man muss auch die Frage stellen, wie eine sinnvolle Verwaltung der Veränderungsprozesse in den einzelnen Regionen funktionieren kann und wie es möglich ist, nachhaltige Umweltstrategien umzusetzen. Die Städte müssen Pläne ausarbeiten, die es ihnen ermöglichen, sparsam mit den vorhandenen Ressourcen umzugehen und somit auch allen ihren BürgerInnen die notwendigen Infrastrukturen, wie Verkehr- und Transportmittel, Strom und Wasseranschlüsse etc. zur Verfügung zu stellen. Um diese idealen Zustände erreichen zu können, brauchen die Städte vor allem umsetzbare Pläne für die ärmeren Bevölkerungsteile. Aber bis jetzt herrschen großteils höchst kritische Zustände, die zu einer hohen Frustration der BewohnerInnen führt (vgl. UNEFPA 2007).

4. Urbanisationsprozesse und Stadtstrukturen in Lateinamerika

In Lateinamerika haben Städte eine lange Tradition, unter anderem in Peru die berühmten Städte der Inka oder in Mexiko die Stadt der Azteken, Tenochtitlan. Mit der Kolonisation durch die Spanier und Portugiesen wurden viele dieser Städte zerstört. Die Spanier entwickelten in Lateinamerika in der Kolonialzeit um 1700 einen eigenen unverkennbaren Stil, der auf den frühen Gesetzen des Städtebaus beruhte, den „Leyes de las Indias“ aus dem Jahr 1571, welche genaue Richtlinien für die Gründung einer spanischen Kolonialstadt vorgaben. Charakteristisch dabei war der populäre Schachbrettgrundriss und der Hauptplatz, der von prunkvollen Gebäuden umrahmt war. Die Spanier, im Unterschied zu den Portugiesen, waren bei der Einhaltung der Regeln und des immer selben Schemas sehr strikt. Dies führte zu einer europäischen Prägung des Städtebaus in Lateinamerika mit dem charakteristischen Schachbrettgrundriss und den katholischen Kathedralen (vgl. Ribbeck 2002). Die Spanier wählten ihre Standorte für Stadtgründungen meist nach bereits vorhandenen Orten aus. Dadurch entstanden viele Städte hoch über dem Meeresniveau. Für die nötigen Seeverbindungen wählten sie Regionen und Häfen an der Küste aus. Die Portugiesen hingegen bevorzugten grundsätzlich die Küstennähe (vgl. Hofmeister 1996).

In den folgenden Kapiteln möchte ich vorab Ecuador, das Land meiner Feldforschung, genauer vorstellen und spezifisch auf die Urbanisationsprozesse eingehen.

4.1. *Geographischer, historischer und demographischer Überblick über Ecuador*

4.1.1. *Lage und sozio-demographischer Überblick*

Der Andenstaat Ecuador liegt im Nordwesten von Lateinamerika. Die Nachbarn von Ecuador sind Peru im Süden, Kolumbien im Osten und im Westen wird Ecuador vom Pazifischen Ozean begrenzt. Die Gesamtfläche, einschließlich der Galapagos Inseln, die zu Ecuador gehören, umfasst 283 600 km². Insgesamt zählt Ecuador 13,8 Mio. EinwohnerInnen, davon leben ca. 2 Mio. in der Hauptstadt Quito, welche auf einer Höhe von 2.850 m liegt und die zweitgrößte Stadt Ecuadors nach Guayaquil mit ihren 2,4 Mio. EinwohnerInnen ist (vgl. Auswärtiges Amt 2007). Administrativ ist Ecuador in 24 Provinzen gegliedert. Diese sind wiederum in Bezirke und Munizipien aufgeteilt.

Zwischen der Hauptstadt Quito und der Metropole Guayaquil besteht seit jeher eine Konkurrenzbeziehung. GuayaquilbefürworterInnen sagen, dass in Guayaquil das Geld erwirtschaftet wird, welches in Quito auf der politischen Ebene wieder ausgegeben wird. Guayaquil liegt an der Küste und ist ein wichtiger Industriestandort des Landes. Insgesamt beherbergt die rasant wachsende Stadt 2,4 Mio. Menschen, ist damit also größer als die Hauptstadt und der Zuzug aus den ländlichen Gebieten scheint ungebrochen (vgl. Pfaffenholz/Jarrin 2006). Der gesamte Ballungsraum von Guayaquil wird auf ca. 3,5 Millionen Menschen geschätzt (vgl. Maier 2004).

Das Land wird klimatisch, aber auch kulturell in drei unterschiedliche Zonen eingeteilt. Die Küstenregion wird als „la Costa“ bezeichnet und wird den Gebirgsketten der Anden „la Sierra“ gegenübergestellt. Die dritte Region ist das Amazonasgebiet, welches „el Oriente“ genannt wird. Zwischen diesen Regionen lassen sich viele Unterschiede beobachten. Sie haben ein unterschiedliches Klima, die Landschaftsformen differieren, es werden unterschiedliche Güter produziert und die Lebensweisen der Menschen passen sich dieser hohen Diversität an. So lebt die indigene Bevölkerung verstärkt in der Sierra und im Amazonasgebiet wo sie eine einigermaßen autarke Lebensform führen können. Die Küstenregionen tendieren hingegen zu einer marktwirtschaftlichen, exportorientierten Produktionsweise, jedoch finden sich auch in diesem Gebiet ländliche Strukturen (vgl. Pfaffenholz/Jarrin 2006).

Mehrere Faktoren wirken in Ecuador identitätsbestimmend. Je nach Situation sind die geographische Region, die Schichtzugehörigkeit oder die ethnische Zugehörigkeit wichtiger.

Die Angaben über die ethnische Zugehörigkeit schwanken je nach statistischer Erhebung sehr stark. Der Versuch, die ethnische Zugehörigkeit über eine Volksbefragung im Jahr 2001 zu klären, scheiterte daran, dass die Selbsteinschätzung häufig nicht den soziologischen Einordnungen entsprach. Folgende Einteilung orientiert sich am Zensus von 2001: Demnach leben 10-36 % Indigenas im Land, während 60-80 % der Bevölkerung der Gruppe der Mestizen zugerechnet wird, ca. 5 % als Afroecuadorianer und ca. 10 % als Blancos eingeordnet wurden (vgl. Pfaffenholz/Jarrin ebd.).

Die offizielle Sprache in Ecuador ist Spanisch, welche jedoch regional durch verschiedene Dialekte geprägt ist. Die ehemalige Inkasprache, Quechua, welche noch von vielen Indigenen gesprochen wird, prägt das Spanisch in den entsprechenden Gebieten. Neben dem Quechua gibt es weitere indigene Sprachen, welche aber im Gegensatz zu dem weitverbreiteten Quechua sehr gefährdet sind (vgl. Pfaffenholz/Jarrin ebd.).

4.1.2. *Historischer und wirtschaftlicher Rückblick*

In Ecuador folgte die Kolonialherrschaft der Spanier ab dem Jahr 1532 auf die Herrschaft der Inka und war für über drei Jahrhunderte prägend. Die Unabhängigkeit von Spanien konnte Ecuador bereits 1822 erreichen und wurde so mit Venezuela, Kolumbien und Panama ein Mitglied des bolivarianischen Staatenbundes (vgl. Wibbelsman 2003).

In der darauf folgenden Zeit war die Entwicklung des Landes wirtschaftlich von wichtigen Exportgütern abhängig. Die erste Etappe fand ihren Anfang um 1850. In dieser Zeit befand sich der Kakaoexport in einem permanenten Aufwind, wobei dieser erst mit dem Ersten Weltkrieg ein Ende nehmen sollte. Damals schon waren die Geschäftsleute der Küste verstärkt am Weltmarkt interessiert, während die Andengebiete sich mehr auf den internen Absatz konzentrierten. Das Zusammenbrechen des Kakao-Wirtschaftszweiges führte zu einer ernstzunehmenden Krise, die von 1916 an ca. 25 Jahre lang anhielt und das Entstehen von Gewerkschaften und Parteien mit linker Ausrichtung herbeiführte (vgl. Cuadra 1991). In den 1950er Jahren konnte sich die ecuadorianische Wirtschaft dank dem Exportgut Banane wieder erholen. Dieser Prozess dauerte ungefähr 20 Jahre. Ecuador wuchs in dieser Zeit zum größten Bananenexporteur weltweit heran. Gleichzeitig fiel in diese Phase die Industrialisierung. Daher setzte eine Landflucht ein und viele EcuadorianerInnen suchten Arbeit in der Stadt. Die Hauptstadt Quito und die Hafenstadt Guayaquil kristallisierten sich als Hauptanzugspunkte heraus. In dieser Zeit entwickelten sich Strukturen, die Ecuador bis heute prägen. Dazu gehört die starke Polarisierung der Gesellschaft, die einige wenige reiche Familien und eine breite Armutsschicht hervorbrachte, aber auch den Überschuss an Arbeitskräften, welche vom Markt nicht absorbiert werden können. Außerdem manifestierte sich die hohe Verschuldung des Landes (vgl. LIS 2008).

Ab 1972 brachte das Erdöl einen erneuten finanziellen Aufschwung. In dieser Zeit war eine Militärregierung an der Macht, welche von 1963 – 1976 regierte. Doch an der eben beschriebenen schwierigen sozio-ökonomischen Situation vermochte auch der Erdölboom nichts mehr zu ändern. Zwar konnten mit den Exporten viele Gewinne erwirtschaftet werden, allerdings kamen diese nicht der Allgemeinheit zugute (vgl. ebd.).

Im Jahr 1979 kam es auf politischer Ebene zu einer Neuorientierung in Richtung Demokratie. Diese hat sich trotz erheblicher Schwierigkeiten bis heute durchgesetzt. Aber ein tief greifendes Problem, welches Ecuador in den letzten Jahren immer wieder stark erschüttert hat und die Demokratie gefährdete, ist die Korruption. Ecuador zählt zu den korruptesten Ländern in der Welt. Dies haben verschiedene unabhängige Institutionen, unter anderem Transparency International, ermittelt (vgl. ebd.).

Ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte Ecuadors war die Abschaffung der eigenen Währung, des „Sucre“, und die Einführung des amerikanischen US-Dollars als Währung. Daher soll dieser Prozess im folgenden kurz dargestellt werden.

Am 9.1.2000 erklärte der damalige Präsident Ecuadors Jamil Mahuad Witt, die offizielle „Dollarisierung“. Die Bekanntgabe dieser Maßnahme fiel zwar in ein Popularitätstief des Präsidenten, aber sie stieß bei vielen Bevölkerungsgruppen auf Zustimmung, wobei besonders die konservativen Parteien und die Wirtschaftsgruppierungen diese Neuigkeiten positiv aufnahmen. Doch auch das ecuadorianische Volk schien zunächst einverstanden zu sein. Bei diversen Umfragen lag die Zustimmung bei 32-58 % und so stieg erstmals auch wieder der Beliebtheitsgrad des Präsidenten (vgl. Wolff 2003).

Ein ernsthafter Widerstand formierte sich, als den GegnerInnen der neoliberalen Politik bewusst wurde, dass sich an dem Dollarisierungskurs erst mal nichts ändern würde. Die indigenen Bewegungen und Gewerkschaftsbündnisse begannen deshalb ihre Netzwerke zu mobilisieren. Es wurde ein Alternativparlament gegründet und ein politischer Widerstand organisierte sich. Die Dollarisierung sei nicht verfassungskonform und verletze den patriotischen Stolz, hieß es demnach. In Quito kam es zu massiven Protesten, die trotz hohem Polizeiaufgebot nicht unterdrückt werden konnten und letztendlich zu Rücktrittsaufforderungen des Präsidenten führten. Der endgültige Rücktrittsauftritt erfolgte am 19.1.2000 durch 5 000 Dollarisierungsgegner. Da sich das Militär ebenfalls den Protesten angeschlossen hatte, kam es schlussendlich am 21.1.2000 zum Putsch und der Vizepräsident Gustavo Noboa Bejaramo wurde zum neuen Präsidenten ernannt. Nach der formellen Anerkennung durch den Kongress wurde die Politik der Dollarisierung weiter verfolgt. Daraufhin erhoben sich zwar vereinzelt Proteste, aber diese konnten sich nicht durchsetzen. In den nächsten Monaten wurde der Dollarisierungsprozess vorangetrieben und am 1.4.2000 wurde der Dollar als Zahlungsmittel eingeführt. Für ein weiteres halbes Jahr wurde der Sucre noch akzeptiert, seit dem 10.09.2000 gilt der Dollar als einzigstes Zahlungsmittel (vgl. ebd.).

Über die Notwendigkeiten der Einführung des Dollars scheiden sich die Geister. Sicher ist, dass die Dollarisierung ein letzter Versuch zur Veränderung einer Regierung war, die bereits an ihrem Ende angekommen war und sicher ist auch, dass die Dollarisierung es nicht schaffte, die sozialen Ungerechtigkeiten in der ecuadorianischen Gesellschaft zu verändern. Jedoch konnte mit der Dollarisierung die Inflation eingedämmt werden und das Bankensystem stabilisierte sich.

4.1.3. *Die aktuelle politische Situation*

Ecuador befand sich in den letzten Jahren in einem starken Wandel. Der Präsident Rafael Correa der linksorientierten Partei Alianza PAIS weckte bei vielen EcuadorianerInnen die Hoffnung auf eine Veränderung zu einer gerechteren Gesellschaft hin. Im November 2006 konnte er sich bei den Wahlen gegen Alvaro Noboa, welcher zu der reichen Machtelite im Land gehört, durchsetzen. Correa bezeichnete seinen Sieg als „Sieg für das ecuadorianische Volk“ und versprach tief greifende Strukturveränderungen (vgl. Henze 2007). Am 15. Januar 2007 trat seine Regierung schließlich ihre Ämter an. Correa hatte davor schon mit seiner Ministerzusammensetzung und der Geschlechterverteilung überrascht, denn er hatte ein Team zusammengestellt, das wenig mit der alten Politelite zu tun hatte.

Rafael Correa, ein Quereinsteiger in die Politik und Wirtschaft, studierte in seiner Heimatstadt Guayaquil, in Belgien und den USA. In Ecuador und in den USA war er auch als Dozent an der Universität beschäftigt. Er setzte für seine Politik fünf Ziele:

1. Die Schaffung einer verfassungsgebenden Versammlung,
2. Die Bekämpfung der Korruption,
3. Ein neuer Umgang mit der Verschuldung und eine neu strukturierte Finanzpolitik,
4. Ein neuer, verbesserter Umgang mit der Bildungs- und Gesundheitspolitik,
5. Die Intensivierung der lateinamerikanischen Beziehungen.

Die wichtigste Herausforderung war das Gelingen der Verfassungsreform, um die Glaubwürdigkeit der Regierung wieder zu stärken. (Vgl. Henze 2007)

Dieses Vorhaben Correas stellte sich allerdings als schwierig heraus, weil die Opposition hartnäckig Widerstand leistete. Trotz zahlreicher Boykottversuche fand eine Volksabstimmung statt. Diese wurde mit einem deutlichen „Ja“ (81,7 % Zustimmung) für eine verfassungsgebende Versammlung entschieden. Mit der Einberufung der verfassungsgebenden Versammlung waren große Hoffnungen verbunden. Die instabile politische Lage der vergangenen Jahre, die durch häufige Präsidentenwechsel und Korruptionsskandale geprägt war, sollte nun endgültig ein Ende finden. Die verfassungsgebende Versammlung formierte sich im Oktober 2007. Es wurden insgesamt 130 Personen einberufen, denen die Kompetenzen zugeschrieben wurden, über die Inhalte der neuen Verfassung zu beraten und zu einem Konsens zu kommen. Im September 2008 kam es schließlich zur Abstimmung über die neue ecuadorianische Verfassung mit 64 % Zustimmung in der Bevölkerung. Die neue Verfassung enthält viele positive Neuerungen.

Unter anderem wurden die Rechte der BürgerInnen stärker berücksichtigt. Die Rechte der indigenen Bevölkerung, welche bereits in der Verfassung von 1998 ausführlich definiert wurden, blieben erhalten. Lediglich drei Regionen stimmten gegen die neue Verfassung. Dies waren die Amazonasprovinzen Napo und Orellana, sowie die Stadt Guayaquil, welche mit dem konservativen Bürgermeister Jaime Nebot die Opposition einnimmt (vgl. Braßel 2008).

Während der Amtsperiode von Correa wurden verstärkt Investitionen in den Gesundheits- und Sozialsektor vorgenommen, wie es von Beginn an die Zielsetzung seiner Regierung war. Diese Maßnahmen wurden von der Opposition als Populismus abgewertet, ohne sinnvolle Alternativstrategien anzubieten.

Kritische Stimmen befürchten eine zu große Machtkonzentration bei Correa und bemängeln die zu gering ausgebildeten demokratischen Basisstrukturen seiner Partei. Welche Richtung Ecuador in den nächsten Jahren einschlagen wird, wird sich nach den Neuwahlen Anfang 2009 zeigen (vgl. ebd.).

4.1.4. Die Armut in Ecuador, ein eigenes Thema

In Ecuador findet man weiterhin ein starkes Wohlstandsgefälle. Im Jahr 2004 verdienten die reichsten 20 % der Bevölkerung 60 % des Bruttoinlandsproduktes, die ärmsten 20 % der Bevölkerung haben hingegen nur 2,5 % des Bruttoinlandsproduktes verdient (vgl. Pfaffenholz/Jarrin 2006). Die Reichen beziehen ihre materiellen Güter aus traditionellen Machtstrukturen, in Form von Landbesitz sowie industriellem und politischem Einfluss. Die Kinder der reichen Familien werden auf teuren Privatschulen und Universitäten ausgebildet und grenzen sich in ihren Lebensformen von der ärmeren Bevölkerung ab. Dadurch entstehen sehr undurchlässige Strukturen, welche einen sozialen Aufstieg erschweren (vgl. ebd.).

Nach Aussage von der Organisation „Hogar de Cristo“ (2004) leben ca. 70 % der Bevölkerung unter der Armutsgrenze. Von den 70 % sind es ca. 40%, die in absoluter Armut leben, also Schwierigkeiten bei der Erfüllung der essentiellen Grundbedürfnisse in den Bereichen Gesundheit, Arbeit, Bildung und Unterkunft haben. Sie haben keine Chance auf ein Leben in einer gesunden Umgebung und auch keine Aussicht auf sozialen Aufstieg.

Da die Stadt Guayaquil und die Armutsverteilung in der Stadt für die vorliegende Arbeit sehr wichtig ist, wird eine Karte (Abb. 2, S. 27) aus dem Jahre 1996 angeführt, welche die Armutsverteilung zu dieser Zeit in der Stadt zeigt. Aus der Karte kann man deutlich entnehmen dass die

Gebiete im Süden am stärksten von Armut betroffen sind. Jedoch scheinen die neueren Siedlungen im Nordosten, welche der Hauptfokus meiner Feldforschung waren und ebenfalls stark von Armut gekennzeichnet sind, noch nicht auf. Diese Gebiete werden im Anschluss im Kapitel 5 mit weiteren Karten (Abb. 5 und 6, S. 59 und 60) ausführlich besprochen.

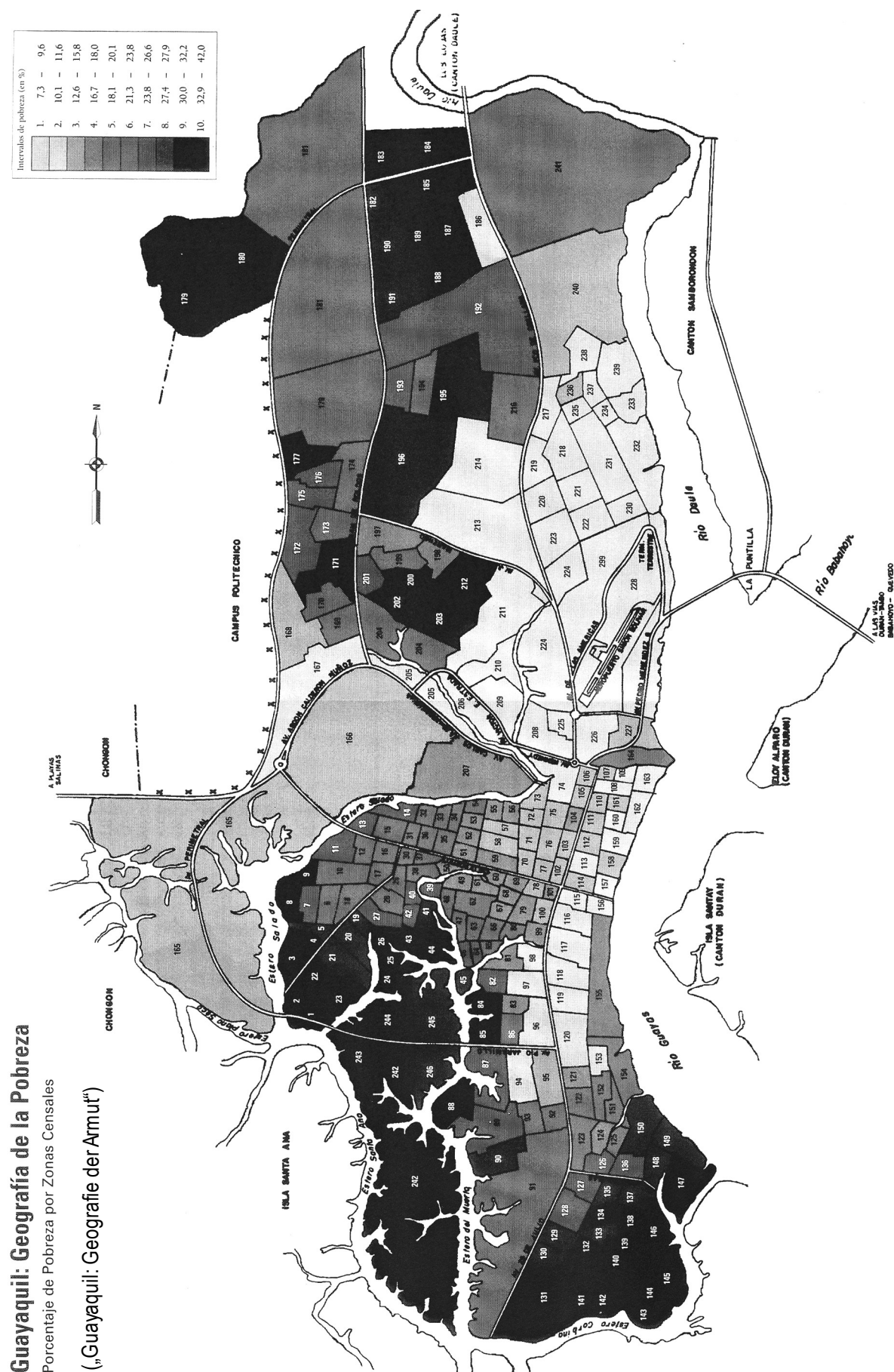


Abbildung 2: Armutsverteilung in Guayaquil ohne die nordöstlichen Gebiete
(Quelle: Larrea/Andrade et al. 1996: 20)

4.2. *Die Strukturen lateinamerikanischer Großstädte*

4.2.1. *Die funktionale und sozialräumliche Differenzierung lateinamerikanischer Großstädte nach Bähr und Mertins (1995)*

Ab 1940 setzte in Lateinamerika die Verstädterung mit rasanter Geschwindigkeit ein und sorgte für forcierte Umstrukturierungsprozesse. Die ursprünglich mehrheitliche Landbevölkerung zog an die Stadtränder und ließ so die Städte wachsen. Die lateinamerikanischen Städte wandelten sich aufgrund der Industrialisierungsprozesse, der zunehmenden Migration, sinkender Sterberaten und neuer Technologien in städtische Gesellschaften. So entstanden neue Städte in noch nie da gewesenen Dimensionen.

Dabei kam es auch immer mehr zu sozialräumlich unterschiedlich situierten Stadtbereichen.

Zur Veranschaulichung der „funktionalen und sozialräumlichen Differenzierung lateinamerikanischer Städte“ erscheint das Modell der Stadtgeographen Bähr und Mertins (vgl. 1995; siehe auch Abb. 3) von Interesse. Diese versuchten die Grundstrukturen der lateinamerikanischen Großstadt mit all ihren Prozessen und Verknüpfungen graphisch zu erfassen. Sie konstruierten ein Modell, welches sich unter anderem auf ihre Feldforschungen in Lima, Santiago de Chile und Bogota bezieht .

In diesem Modell „zur funktionalen und sozialräumlichen Differenzierung lateinamerikanischer Großstädte“ wird von drei Ordnungsmustern gesprochen, die durch Überlappung zu einer inneren Differenzierung führen:

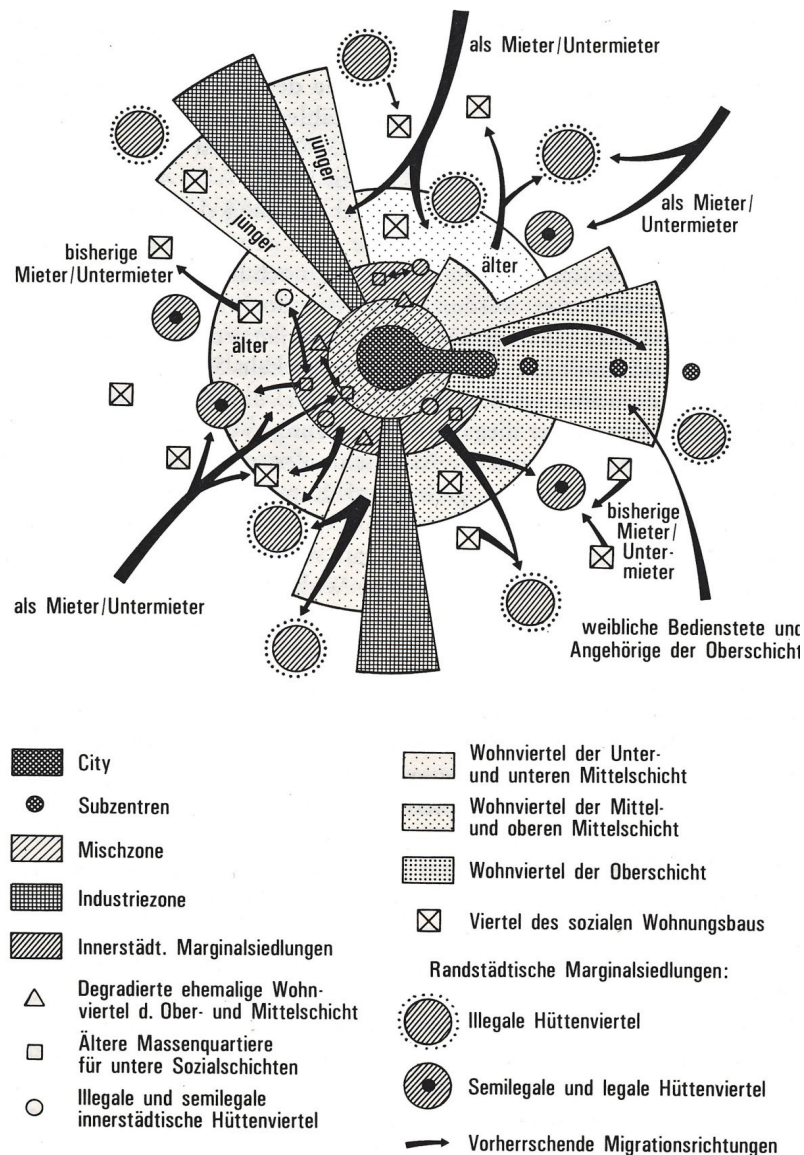


Abbildung 3: Das Modell zur funktionalen und sozialräumlichen Differenzierung lateinamerikanischer Großstädte (Quelle: Bähr/Mertins 1995: 84)

1. Nach diesem Modell wird im Stadtkern von einem kreisförmigen Grundelement ausgegangen, welches die bedeutenden Bauten beinhaltet. Heute könne man in der Mitte häufig auch einen Geschäftsbereich und in klar abgetrennten Bereichen der Marginalviertel in der Nähe vom Altstadt kern vorfinden.
2. Bähr und Mertins gehen von „sektorenförmigen Wachstumsachsen“ aus. Diese seien in den 1930er und 1940er Jahren aufgrund der gewachsenen Mobilitätsmöglichkeiten entstanden. Des Weiteren seien die Achsen auch durch die Abwanderung der Oberschicht

aus den zentrumsnahen Gebieten entstanden, was zu einer verstärkten Erschließung von peripheren Gebieten führte, wobei diese Erschließung häufig nur in ein spezifisches Gebiet erfolgte.

3. Die „zellenförmige Gliederung an der Peripherie“, welche in den 1960er Jahren begann, sei die Folge des unkontrollierten Wachstums und der Ansiedlung von Menschen auf der Suche nach Wohnraum. Deshalb seien dort verstärkt informelle Siedlungen vorzufinden. Aber auch Gebiete des sozialen Wohnbaus finden sich dort, als ein Versuch vieler Städte, schnelle Lösungen zu finden, um mit dem Bevölkerungsdruck umzugehen. Außerdem findet man zum Teil dort auch die großflächig angelegten Freizeitangebote der Oberschicht. (Siehe Bähr / Mertins 1995: 88 f.)

Das Modell von Bähr und Mertins beschreibt gut die dominanten Entwicklungen in vielen lateinamerikanischen Städten, die zu Funktionstrennungen und Segregation führen. Das Modell kann nicht auf jede beliebige Stadt übertragen werden, zeigt aber die wichtigsten Tendenzen auf, wie z.B. die Überlastung des Zentrums, welche zur Abwanderung der wohlhabenden Bevölkerungsschichten in die Peripherie führt. Somit leben wohlhabende und arme Bevölkerungsteile häufig räumlich sehr nahe in zentrumsentfernten Gebieten beieinander, jedoch steht ihnen eine komplett unterschiedliche Infrastruktur zur Verfügung.

4.2.2 Die Zentren und die Peripherie

In den Zentren der lateinamerikanischen Städte ist in den meisten Fällen die Lebensqualität recht hoch. Durch den Einfluss der spanischen Kolonialmacht entstanden die weiten Plätze, welche „plaza mayor“ genannt werden, an denen wichtige Gebäude, wie Kirche, Adelshäuser, etc. aufgereiht wurden. Ursprünglich war es die Hauptfunktion des Zentrums, der Repräsentation zu dienen und Freiflächen für die Bevölkerung zu bieten (vgl. Hofmeister 1996). Dies ist bis heute eine Konstante; allerdings kamen weitere Bereiche wie der Handel und die Dienstleistungen hinzu. Heute werden die Zentren einem permanenten Wandel unterzogen, denn der Handel der dort stattfindet orientiert sich nach den Wohngebieten der kaufkräftigen Schichten. Die politischen und verwaltungstechnischen Bereiche blieben jedoch im alten Zentrum (vgl. Gaebe 2004).

Die Gebiete um den „plaza mayor“ waren ursprünglich strikt in unterschiedliche Sektoren gegliedert. Die quadratischen Grundstücke wurden geviertelt, wobei die Reichen die zentralsten Plätze für ihre kleinen Paläste bekamen, die angrenzenden Wohngebiete wurden von Beamten oder Kaufleuten benutzt und am Rand befanden sich die notdürftigeren Unterkünfte der ärmeren Schichten. Daran angrenzend betrieben die Indios ihre landwirtschaftlichen Tätigkeiten. Diese starre Strukturierung hat sich inzwischen durch zahlreiche Prozesse verändert (vgl. Gaebe 2004).

In den meisten Städten hat das Zentrum heutzutage an Wohnqualität verloren und die Oberschicht ist in ihre „gated communities“ an den Stadtrand gezogen. So entstanden in einigen Städten Marginalsiedlungen im Zentrum, weil die Unterschicht die frei gewordenen Häuser als Wohnmöglichkeit zu nutzen begann. Die Zentren sind wegen der hohen Verkehrsfrequenz, der Menschenmassen und des Handels, der dort verstärkt stattfindet, enormen Belastungen ausgesetzt. Diese verstärkte Geschäftigkeit wird von vielen potenziellen BewohnerInnen als negativ empfunden und sie suchen nach Ausweichmöglichkeiten. Dies führt zu einem massiven Rückgang der Bevölkerung in den Zentren und auch meist zu strukturellen Problemen, da sich Gebiete bilden, die tagsüber von Menschen genutzt werden und nachts zu gefährlichen Orten werden, weil sie genug Raum für Kriminalität bieten (vgl. Ribbeck 2000).

Zwar werden heute in vielen Altstädten Lateinamerikas Sanierungsprogramme durchgeführt, aber diese erreichen nur selten die Wohngebiete der Armen, da mit der Aufwertung meist auch ein Wechsel des Wohnklientels stattfindet oder touristisch interessante Gebiete bevorzugt werden. Dadurch verschärfen sich die Differenzen in den Städten. Das Fehlen von Wohnbevölkerung im Zentrum hat den Nachteil, dass wertvolle Infrastruktur ungenutzt bleibt, während sie an einer anderen Stelle erst einmal gebaut werden muss. Deshalb wird jetzt die Neubesiedlung des Zentrums angestrebt, dies geschieht durch unterschiedliche Aufwertungsprogramme, allerdings noch nicht in einem ausreichenden Maß (vgl. Delgadillo 2004).

4.2.3 Der Verstädterungsprozess

Ein wichtiges Merkmal für den Verlauf der Verstädterung in Lateinamerika ist die Tendenz zur Metropolenbildung³. In den meisten Ländern Lateinamerikas gibt es eine Stadt, die einen Großteil der Bevölkerung beherbergt, aber auch das absolute Zentrum in Bezug auf die wirtschaftliche und politische Macht darstellt. Diese Konzentration schließt auch die kulturellen

³Siehe hierzu Kapitel 3.5.1

Prozesse eines Landes mit ein. Durch diese zentralisierte Entwicklung zieht die jeweilige Metropole auch den Hauptteil der Investoren an, was zu einer Benachteiligung der restlichen Regionen im Land führt (vgl. Ribbeck 2002).

Konzepte der Dezentralisierung (vgl. Bähr/Mertins 1995) hatten meistens nicht die gewünschten Effekte. Ein berühmtes Beispiel, einem missglückten Versuch der Metropolisierung entgegenzuwirken, ist Brasilien. Um die Metropolenbildung von Sao Paulo und Rio de Janeiro abzumildern, fand zu Beginn der 1960er Jahre die Hauptstadtverlegung ins Innere, nach Brasilia statt. Brasilia wurde komplett neu entworfen und am 21.4.1960 offiziell eingeweiht. Die neue Architektur stand ganz in der Tradition der Moderne, die Stadt sollte ein neues brasilianisches Bewusstsein schaffen und von der Vergangenheit der Kolonialisierung befreien. Aber trotz der relativ hohen Bevölkerungszahlen in Brasilia hatte die Stadtgründung keinen Einfluss auf das Wachstum der etablierten Metropolen Sao Paulo und Rio de Janeiro (vgl. Bähr/Mertins 1995).

4.2.4 Migrationsprozesse

Die Stadtentwicklung und die Migrationsprozesse sind eng miteinander verknüpft. Ohne die zahlreichen Migrationsprozesse, welche sich aufgrund von unterschiedlichen Situationen und Hoffnungen in Gang gesetzt haben, hätten sich Städte nicht in diesem Ausmaß entwickeln können. Innerhalb Lateinamerika fanden die stärksten Migrationsbewegungen im 20. Jh. statt.

Meistens waren sie die Folge der prekären Lebensbedingungen auf dem Land. Als ein Hauptproblem kann die ungleiche Landverteilung gesehen werden. Seit der Kolonialzeit waren wenige reiche Familien im Besitz von großen Ländereien, die es ihnen erlaubten, Gewinne zu erwirtschaften. Der Großteil der Landbevölkerung hingegen besaß kein Land. Auch wenn Menschen ein kleines Stückchen Land besaßen, hinderte sie die Armut daran größere Erträge zu erwirtschaften, da sie sich keine Düngemittel oder hochwertiges Saatgut leisten konnten (vgl. Gilbert 1998).

Später, im Zuge der Modernisierungsprozesse während der Industrialisierung, sind viele Arbeitskräfte freigesetzt worden, da diese Menschen wegen des Einsatzes von Maschinen nicht mehr gebraucht wurden. Nach der Weltwirtschaftskrise in den 1920er und frühen 1930er Jahren versuchten viele lateinamerikanischen Regierungen diesen Phänomenen mit der Strategie der

„importsostituierenden Industrialisierung“⁴ zu begegnen. Dabei wurden die ländlichen Gebiete zugunsten der Städte vernachlässigt. Durch die entstehenden strukturellen Defizite in der Landwirtschaft verstärkte sich die Migration in die urbanen Zonen (vgl. Rudolphi 2000).

Die Entscheidung, in die Stadt zu ziehen fiel, meist aus ökonomischen Gründen und die Städte zogen die Menschen an, weil sie glaubten, hier bessere Lebensbedingungen vorzufinden. Auffallend an der Migration in Lateinamerika war die hohe Zahl von Frauen, die ihr Glück in den Städten versuchten. Dort erhofften sie sich v.a. eine Arbeit als Haushaltshilfe (vgl. Gilbert ebd.).

Derzeitig sind viele Städte in Lateinamerika mit den Migrationsströmen überfordert. Sie schaffen es nicht, alle MigrantenInnen in ihr ökonomisches Leben einzubinden und ihnen eine ausreichende Infrastruktur zur Verfügung zu stellen. Daher verlagern sich die Migrationsrichtungen. Die Migration findet nun verstärkt in andere Länder statt. So emigrierten laut Schätzungen im Jahr 2000 ca. 15 Mio. Menschen ins Ausland, wobei Mexikaner meist nach Amerika auswandern, Peruaner häufig in Japan ein neues Leben beginnen und Ecuadorianer bevorzugt Spanien wählen (vgl. Wetzler 2003).

4.3. Städtische Armut

4.3.1. Armut als Verteilungsproblem in Lateinamerika

Im Zuge meiner Arbeit besteht auch die Notwendigkeit auf die komplexen und vielschichtigen Strukturen städtischer Armut einzugehen, da alle Bereiche des Lebens von ihr geprägt werden: so beeinflusst sie die Lebensform, den Gesundheitszustand, die Bildungschancen und die sozialen Strukturen gleichermaßen.

Im Hinblick auf die Lebensumstände der StadtbewohnerInnen ist es von Interesse die unterschiedlichen Dimensionen von Armut kurz zu bestimmen.

Armut findet sich in allen Gesellschaften in unterschiedlichen Ausprägungen. Unter relativer Armut versteht der Entwicklungstheoretiker Dieter Nohlen (2002: 68) „das Wohlstandsgefälle zwischen IL und EL und innerhalb der EL zwischen den Regionen und sozialen Schichten“.

⁴„Die importsostituierende Industrialisierung (ISI) oder „Importsubstitution“ bezeichnet eine wirtschafts- und gesellschaftspolitische Strategie, die im Anschluss an die Weltwirtschaftskrise der späten 1920er und frühen 1930er Jahre unter anderem in Lateinamerika verfolgt wurde. Ziel war es, die Abhängigkeiten von den Zentren der Weltwirtschaft im Allgemeinen und von industriellen Importen im Besonderen zu verringern, indem eigene Kapazitäten aufgebaut wurden. Protektionismus, Erweiterung des Binnenmarktes und eine aktive staatliche Wirtschaftspolitik waren Eckpunkte der ISI“ (Parnreiter 2006: 173).

Von „absoluter Armut“ wird dann gesprochen, wenn Armut den Alltag einer breiten Masse diktiert. Für R. McNamara (zitiert nach Nohlen 2002: 68), den ehemaligen Weltbankpräsidenten, ist absolute Armut „durch einen Zustand solch entwürdigender Lebensbedingungen wie Krankheit, Analphabetentum, Unterernährung und Verwahrlosung charakterisiert, dass die Opfer dieser Armut nicht einmal die grundlegendsten menschlichen Existenzbedürfnisse befriedigen können. Verhältnismäßig wenige Menschen in den entwickelten Ländern, jedoch Aberhunderte Mio. Menschen in den Entwicklungsländern [...] leiden unter diesen unmenschlichen Lebensbedingungen [...]“.

Die Lebensbedingungen der Armen sind nicht naturgegeben, sondern werden durch die politisch geschaffenen Bedingungen im Land erzeugt. In Lateinamerika ist die Armut von fast einem Fünftel der Bevölkerung in erster Linie ein Problem der Verteilung. Die Reichen stehen einer großen armen Schicht und einer sehr kleinen Mittelschicht gegenüber (vgl. Nuscheler 2004). Nuscheler (ebd.: 142) hält daher fest: „Das Übel liegt also nicht in der Armut des Kontinents, sondern in der höchst ungleichen Verteilung seines Reichtums und in der alltäglichen Gewalt, die diese 'strukturelle Gewalt' der Ungleichheit erzeugt. Literaten beschreiben Lateinamerika zutreffend als 'reichen Kontinent der Armen““.

4.3.2. *Indikatoren der Armut*

Armut zu definieren ist sehr schwierig und es herrscht keine allgemeine Einigkeit über die Faktoren der Armut. Von unterschiedlichen Organisationen wurden in verschiedenen Zeitetappen Kriterien zusammengestellt, um Armut zu erfassen. In folgendem Teil werden die Wichtigsten knapp vorgestellt.

Der Human Poverty Index (HPI), welcher von den United Nation Development Programms zusammengestellt wurde, bezieht sich auf folgende Faktoren: der Zugang zu Trinkwasser, die Analphabetenrate, die Sterbewahrscheinlichkeit unter 40 Jahren und die Untergewichtigkeit bei Kindern unter 5 Jahren. Die Armut misst sich in diesem Fall daran, wie niedrig diese Werte sind. Jedoch fehlt für diese Art der Berechnung häufig eine solide Datenbasis (vgl. Nuscheler 2004).

Die International Labour Organization (ILO) stellte eine Liste von Grundbedürfnissen auf, wobei man davon ausging, dass, wenn diese Bedürfnisse gedeckt sind, Armut bzw. absolute Armut ausgeschlossen werden kann. Dabei wird eine Einteilung in harte und weiche Grundbe-

dürfnisse vorgeschlagen. Die harten Grundbedürfnisse betreffen die Umstände bezüglich Gesundheit, Ernährung, Bildung, Wohnung und Kleidung. Unter die weichen Grundbedürfnisse fallen Kriterien wie menschenwürdige Arbeitsbedingungen, menschliche Freiheiten, Selbstwertgefühl, soziale Sicherheit sowie Geborgenheit, Kommunikation, Erholung und Unterhaltung. Diese Aufstellung zeigt ganz gut, woran sich Armut sichtbar wird und in welche Bereiche sie eindringt (vgl. Karsch 1997).

Der Capability Poverty Measure (CPM) Index wurde 1996 von dem Human Development Report 1996 entworfen und versucht ebenfalls den Facettenreichtum von Armut einzufangen. Um Armut in ihrer gesamten Dimension erfassen zu können, konzentrierte sich der Index nicht auf die finanzielle Situation, sondern er orientierte sich auch an den Defiziten in den Bereichen Gesundheit, Ernährung und Bildung. Jedoch stellte sich die ausführliche Datenerhebung, welche für den Index nötig ist, als schwierig heraus (vgl. Nuscheler 2004).

Die Weltbank zog daher den Faktor „Kaufkraft“ heran. Personen, die weniger als einen Dollar pro Tag zur Verfügung haben, zählen nach dem Weltbankmaßstab zu den absolut Armen. Aber selbst bei diesem relativ schlichten System gibt es Probleme bei den Erhebungen. Aus diesem Grund beruhen die Zahlen der absolut Armen auf Schätzungen. Diese besagen, dass 2004 rund 1,1 Millionen Menschen nur einen Dollar pro Tag zum Überleben hatten. 3 Milliarden besaßen 2 Dollar pro Tag, wodurch sie ebenfalls in die Kategorie der Armen gehören (Nuscheler ebd.: 144 f.).

In Zusammenhang mit Armut entwickelte sich der Begriff der „Vulnerabilität“ (ebd.: 148), womit die Armut als eine Form von Verwundbarkeit gesehen wird. Diese Verwundbarkeit zeigt sich auf verschiedenen Ebenen in den Lebensumständen. Zum einen besteht eine erhöhte Anfälligkeit bei manchen Bedrohungen wie Naturkatastrophen und Klimaveränderungen bzw. Umweltverschmutzung, da die Armen eher in den gefährdeten Gebieten wohnen. Zum anderen besteht eine soziale Verwundbarkeit, die sich folgenreich immer weiter trägt. Durch die eingeschränkten Sozialorganisationsstrukturen kann in entscheidenden Situationen kein gezieltes Krisenmanagement stattfinden.

4.3.3. *Lebensbedingungen der Armen in der Stadt*

Die Tatsache, dass bis vor Kurzem die ländliche Armut meist gravierender als die Stadtarmut war, kehrt sich langsam um, weil Städte häufig auf den Zustrom von Menschen nicht reagieren und ihnen keine Arbeitsmöglichkeiten oder Bildungschancen bieten können. Ein Sechstel der Weltbevölkerung zählt zu den BewohnerInnen von Armenvierteln. Von diesem Sechstel wohnen 90 % in einem Entwicklungsland (vgl. UNEFPA 2007).

In Marginalsiedlungen erschwert der Mangel an Infrastrukturen den Alltag in allen Bereichen. Die notdürftigen Häuser sind in vielen Fällen auf illegalem Grund errichtet. Deshalb haben viele BewohnerInnen Angst, vertrieben zu werden. Diese Tatsache erzeugt eine hohe soziale Belastung, verheerende Folgen für die Gesundheit der Bevölkerung und einen finanziellen Druck. Die einzige Möglichkeit für die BewohnerInnen an sauberes Wasser zu kommen sind oft private Wassertransporter, die das Wasser in Einheiten verkaufen, wobei die armen Bevölkerungsschichten dafür mehr als die anderen BürgerInnen mit einem funktionierenden Wasseranschluss bezahlen müssen. Dies ist weltweit ein bekanntes Phänomen (siehe hierzu Lang 2002: 190 ff.). Die sanitären Anlagen sind abgesehen von den hygienischen Schwierigkeiten durch Überlastung (in Lateinamerika haben nur 33,6 % von den städtischen Armen Zugang zu einer spülenden Toilette) eine Bedrohung für Frauen, da die Enge zu sozialen Spannungen führen kann und sexuelle Übergriffe auf Frauen nicht selten sind (vgl. UNEFPA 2007).

Nach Nohlen (2004) ist Armut nicht „geschlechtsneutral“, da „Hauptleidtragende von Verelendung, Kriegen und Fluchttragödien“ hauptsächlich Frauen und Kinder seien. Explizit sagt er dazu: „Die Rede von der 'Feminisierung der Armut', die auf der Weltfrauenkonferenz von 1995 in Beijing vielstimmig vorgetragen wurde, meint zunächst, dass mehr Frauen als Männer von Armut betroffen sind. Ihr Anteil an den 1,2 Mrd. absolut Armen und an den rund 50 Mio. Flüchtlingen wird auf etwa 70 % geschätzt. Von Armut betroffene Frauen und Kinder sind überall dort in der Mehrheit, so die Armut am größten ist“ (Nuscheler ebd. 165). Daher ist es ein aktueller Ansatz, durch gezieltes Empowerment der Frauen ihre Armut zu reduzieren und damit auch die ihrer Kinder. Diesen Ansatz vertritt auch Nuscheler: „Gleichzeitig bilden Frauen eine strategische Trägergruppe von Entwicklung und Kinder die Zukunft von Gesellschaften. Mit anderen Worten: An der Entwicklung ihrer Fähigkeiten lässt sich die Entwicklungsfähigkeit einer Gesellschaft ablesen“ (Nuscheler 2004: 165).

4.3.4. Arbeitsmöglichkeiten – Der informelle Sektor

Viele StadtbewohnerInnen und besonders Neuankömmlinge haben Schwierigkeiten einen Einstieg in ein geregeltes Erwerbsleben zu finden. Die meisten Städte haben nicht die Kapazität, den Zugezogenen der letzten Jahrzehnte ausreichend Arbeitsplätze zu bieten. Dies ist einer der Gründe für die Ausbildung des sogenannten informellen Sektors. Der informelle Sektor stellt für viele StadtbewohnerInnen den einzigen Zugang zur Erwerbsmöglichkeit dar.

Der Begriff des „Informellen Sektors“ wie er heute verwendet wird, ist aus dem Versuch entstanden für viele, unterschiedliche Dynamiken und Entwicklungen, die sich im wirtschaftlichen aber auch im sozialen Bereich abspielen, eine entsprechende Bezeichnung zu finden.

Charakterisierend für den informellen Sektor ist, dass er sehr vielen Menschen, auch bei geringer oder keiner Qualifikation, einen Job bieten kann. Jedoch sind die Arbeitsbedingungen meist prekär, entsprechen nicht den Arbeiterschutzbestimmungen, bieten in keiner Form einen Versicherungsschutz und die Arbeit wird schlecht bezahlt. Die Produktion erfordert meist zahlreiche Arbeitskräfte und erfolgt auf einem niedrigen technischen Niveau. Der informelle Sektor verschafft also vielen Menschen eine Erwerbstätigkeit, welche vom formalen Arbeitsmarkt ausgeschlossen sind, jedoch müssen diese inakzeptable Bedingungen in Kauf nehmen (vgl. Nohlen 2002)

Die wesentlichen Merkmale des informellen Sektors sind, laut ILO:

- „Unternehmen des Informellen Sektors beschäftigen normalerweise nicht mehr als 10 Arbeiter, meistens unmittelbare Familienangehörige.
- Der Informelle Sektor ist heterogen: Hauptaktivitäten sind Einzelhandel, Transport, Reparatur, und Instandhaltung, Bauwesen, Personal- und Dienstbotentätigkeiten und Fabrikation.
- Ein- und Ausstieg sind leichter als im Formellen Sektor.
- Kapitalbedarf ist gewöhnlich minimal.
- Die Arbeit ist meist arbeitskräfteintensiv, wobei geringe Kenntnisse erforderlich sind.
- Die Arbeiter erlangen ihre Kenntnisse während der Tätigkeit.
- Die Unternehmer-Mitarbeiter Beziehung ist oft ungeschrieben und informell, mit wenig oder gar keiner Berücksichtigung der gewerblichen Zusammenhänge und Arbeitsrechte.

- Der Informelle Sektor arbeitet öfter in Verbindung mit dem Formellen Sektor, als isoliert von diesem. Er wurde mehr und mehr in die globale Wirtschaft integriert.“ (ILO 1999 zt. nach Escher 1999: 658)

Der informelle Sektor ist in Ecuador weit verbreitet. In den von mir untersuchten Gebieten arbeitet ein Großteil der Menschen unter schlechten Arbeitsbedingungen, da sie lediglich eine Anstellung im informellen Sektor gefunden haben. Daher war es wichtig die vorherrschenden Strukturen vorab zu erläutern.

4.3.5. Segregation

Ein neuartiges Phänomen vollzog sich in den letzten zwei Jahrzehnten in fast allen lateinamerikanischen Städten. Die tiefen sozialen Unterschiede zeichneten sich räumlich ab. Die einzelnen AkteurInnen wurden aufgrund Schichtzugehörigkeit verschiedenen Stadtgebieten zugeordnet. Zur gleichen Zeit kam es weltweit in Städten zu Segregationsvorgängen, welche die BewohnerInnen aufgrund unterschiedlicher Kriterien, z. B. nach ethnischer, religiöser etc. Aspekte, in verschiedene Gebiete der Stadt einteilte. In Lateinamerika selbst war der soziale Stand das Hauptkriterium.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1991: 26) beschreibt den Zusammenhang zwischen der räumlichen Lokalisation einer Person und ihrem sozialen Status wie folgt: „Jeder Akteur ist charakterisiert durch den Ort, an dem er mehr oder minder dauerhaft situiert ist, sein Domizil [...] und durch die Position seiner Lokalisationen – der zeitweiligen [...] wie vor allem der dauerhaften [...] – im Verhältnis zur Position der Lokalisation der anderen Akteure. Er ist weiter charakterisiert durch den Platz, den er im Raum (legal) einnimmt anhand seiner Eigenschaften beziehungsweise seines Besitzes [...], die mehr oder minder raumfüllend sind [...]. Daraus folgt, dass der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben.“

Die geschlossenen Gebiete, welche das Sicherheitsverlangen der Oberschicht befriedigen, werden „gated communities“⁵ genannt. Aufgrund der hohen Verdienste der Oberschicht ist es möglich völlig autark funktionierende Wohneinheiten zu errichten, welche von privaten Sicher-

⁵Die Ursprünge der „gated communities“ finden sich in den USA. Jedoch hat sich diese Form des Wohnens in anderen Gebieten mit einem hohen Wohlstandsgefälle in den letzten Jahren ebenfalls rasant durchgesetzt.

heitsdiensten bewacht werden. Diese Form des Wohnens avancierte schnell zur beliebtesten und prestigeträchtigen Wohnform. Bei der Errichtung der „gated communities“ müssen sich die wohlhabenden Schichten an keine städtebaulich wünschenswerten Richtlinien halten, sondern sie schaffen regelrechte Trennlinien in der Stadt.

Segregationsprozesse sind zwar kein neues Phänomen in Städten. Dennoch hat diese Entwicklung einen neuen Maßstab erreicht, da es sich vonseiten der Oberschicht um einen bewussten Versuch der radikalen Trennung von der übrigen Bevölkerung handelt (vgl. Evangelisti 2000).

Die Kultur- und Sozialanthropologin Teresa Caldeira (2000: 224) nennt aufgrund langer Feldforschung in Sao Paulo dieses neue System „fortified enclaves“. Caldeira hält fest, dass man lange Zeit in den Städten Brasiliens eine klare Trennung von Zentrum und Peripherie beobachten konnte. Die Reichen beanspruchten das Zentrum für sich, während Selbstbausiedlungen in den peripheren Gebieten mit schlecht ausgebauten öffentlichen Infrastrukturen konfrontiert waren. Dieser Trend begann sich zu ändern, als die reichen Schichten sich durch die Schaffung einer privaten Infrastruktur die Peripherie erschlossen. Diese neuen Verhaltensweisen der Oberschicht wirkten sich sehr negativ aus, weil dadurch der öffentliche Raum seine Bedeutung für die Allgemeinheit verliert und eine Partizipation aller StadtbürgerInnen erschwert wird (vgl. Caldeira ebd.). Die kommerziellen Räume besitzen einen reglementierten Zugang und schließen Personen aus, die in Bezug auf ihre Mobilität und Kaufkraft nicht so flexibel sind.

Caldeira beschreibt, wie die Entwicklung der Zentrum-Peripherie-Trennung in Sao Paulo sich zunächst ohne größere Widerstände durchsetzen ließ. Die Armen lebten am Rand der Stadt in prekären Umständen. Ins Zentrum konnten sie wegen der unzureichenden Transportmittel nur selten fahren. Die Wege der Ober- und Unterschicht kreuzten sich sehr selten. Aber mit der Zeit führten diese Zustände zu einem wachsenden Unmut und zum Widerstand der BewohnerInnen. So entwickelte sich eine neue Mobilität in der räumlichen Verteilung der Stadt und die ärmeren Bevölkerungsschichten bahnten sich ihre Wege ins Zentrum. Ende der 1990er Jahre konnte man zwar eine gewisse Annäherung in Bezug auf die räumliche Anordnung feststellen. Insgesamt waren die Bevölkerungsgruppen dennoch wie nie zuvor voneinander separiert, weil sich die Wohlstandsverteilung nicht verschoben hatte.

Periphere Gebiete erfuhren zur Zeit der wirtschaftlichen Krise in Form einer verbesserten verkehrstechnischen Anbindung eine vorübergehende Aufwertung, welche durch die Eröffnung von Shopping Malls und Vergnügungsparks ermöglicht wurde. Diese Aufwertung kam jedoch nicht den unteren Schichten zugute. Die unglückliche Kombination von Verbesserungsmaßnahmen und der Legalisierung von Grundstücken an der Peripherie sorgte für eine regelrechte Ver-

drängung der ärmeren Bevölkerungsteile, da die Landstriche dadurch eine enorme Wertsteigerung erfuhren. Die wohlhabende Bevölkerung wurde mehr und mehr von den neu erschlossenen Gebieten angezogen und so formierten sich Enklaven: Es entstanden abgeschlossene Wohnbereiche, die wie eine kleine Stadt autonom funktionierten. Diese Enklaven sind Privatbesitz: Sie bieten Arbeits- und Einkaufsmöglichkeiten an und verfügen über eigene medizinische Versorgungssysteme, Schulen für die Kinder, ein breit gefächertes Freizeitangebot etc. Die Infrastruktur steht nur registrierten BewohnerInnen zu Verfügung. Gegenüber der übrigen Stadt grenzen sich diese Gebiete mit Mauern oder Zäunen ab und die Eingänge werden von Sicherheitspersonal überwacht, sodass keine unerwünschten Besucher Zugang erhalten. Aufgrund der modernen Technologien funktionieren die Enklaven komplett eigenständig, also ohne Bezug zur Umgebung. Sie scheinen unabhängig zu sein und dennoch benötigen sie die umliegenden Armutsgebiete, da sich ein verstärktes Servicebedürfnis bildet (vgl. Caldeira ebd.).

Die Entscheidung, in einem solchen Umfeld zu leben, bedeutet, dass man im eigenen Wohnbereich auf jegliche Heterogenität verzichtet und sich von der übrigen Stadt stark abgrenzt.

Die Gebäude in den Enklaven sind nicht alle gleich. Sie gehören Privatinvestoren und sind somit zu einem gewissen Grad individuell gestaltet, aber alle BewohnerInnen müssen sich an die gemeinsamen Regeln halten. Bezüglich der Bauform hat sich die vertikale Wohnform durchgesetzt, obwohl sie lange Zeit sehr negativ konnotiert war. Der mehrgeschossige Wohnblock war ursprünglich den Armen vorbehalten und er stellte einen Versuch dar, die Unterschicht besser unter Kontrolle zu bekommen und sie von der fehlenden Hygiene und den daraus resultierenden Krankheiten, der Kriminalität und Promiskuität zu befreien. Diese Wohnform der Armen wurde „corticos“ („Bienenstöcke“) genannt (vgl. ebd.). Daher herrschte hier lange Zeit die Vorstellung, dass hohe Gebäude Wohnmöglichkeiten für die Unterschicht seien.

Aus diesem Grund bevorzugten reiche Bevölkerungsschichten lange Zeit Villen und Einfamilienhäuser. Diese Vorliebe konnte durch geschickte Werbung der Privatinvestoren verändert werden und die mehrstöckigen Häuser wurden prestigeträchtig, weil sie erhöhte Sicherheit und verstärkte Servicedienste versprechen.

Die Anzeigen bewerben die neuen Enklaven als Inseln der Ruhe und Ausgeglichenheit, in denen man mit seinesgleichen den Alltag erfahren kann, ohne sich mit der hektischen und gefährlichen Stadt auseinandersetzen zu müssen. Grundsätzlich werden „5 Basiselemente“ versprochen: „Sicherheit, Abgeschlossenheit, soziale[r] Homogenität, Annehmlichkeiten und Serviceleistungen“ (vgl. Caldeira ebd.). Diese Dienste werden durch private Sicherheitsfirmen gewährleistet, da das Vertrauen in den Staat in dieser Hinsicht nicht mehr ausreicht (vgl. ebd.).

Die räumliche Trennung mag vielleicht dem Sicherheitsbedürfnis der reichen Bevölkerung genüge tun, dennoch ist sie für die Entwicklung der Stadt als Gesamtheit negativ, weil die Stadt ihren öffentlichen Raum verliert und somit keine Kommunikation mehr zwischen ihren BewohnerInnen stattfinden kann, aber auch die Lebens- und Arbeitsbereiche fragmentiert werden. Die BewohnerInnen der Stadt sind durch ihre Lebensumstände eingeschränkt: Die Unterschicht erfährt aufgrund ihrer Armut eine Ausgrenzung, die oft mit Kriminalität gleichgesetzt wird, und die Oberschicht sperrt sich selbst ein, um keinen Verlust zu erfahren. Um einen qualitativen Lebensraum zu gestalten, wäre es sehr wichtig, Methoden gegen die Segregation zu entwickeln.

Die bekannte Soziologin Saskia Sassen (vgl. 2006 u.a.m.) beschäftigt sich ebenfalls mit den Veränderungen des öffentlichen Raumes hin zu kommerzialisierten Orten, welche die Funktionen eines öffentlichen Raumes nicht mehr erfüllen können und somit ihren Nutzen verlieren. Explizit sagt sie dazu: „Wir erleben eine Form von Krise des öffentlichen Raumes, die aus der wachsenden Kommerzialisierung, Privatisierung und der Verwandlung urbaner Räume in Themenparks resultiert. [...] Mir geht es hier um das Schaffen von bescheidenen öffentlichen Räumen, die durch die Gewohnheiten der Menschen und kritische architektonische Interventionen im kleinen oder mittleren Maßstab entstehen. Mir geht es nicht um monumentalisierte öffentliche Räume oder öffentliche Räume 'von der Stange', die man besser als 'öffentlich zugänglich' und nicht als 'öffentlich' bezeichnen sollte“ (Sassen ebd.: 97).

4.4. Die informellen Siedlungen

Der Aspekt der Segregation wurde ausführlich behandelt, da er die räumlichen Strukturen in lateinamerikanischen Städten stark prägt und Rückwirkungen auf das soziale Leben und Erwerbsleben der betroffenen Personen hat. Nun soll spezifisch auf die informellen Siedlungsstrukturen näher eingegangen werden, weil dies für die Forschungsfrage von Bedeutung ist, um politische Handlungsspielräume aufzuzeigen, wie über Siedlungsstrukturen die Lebensumstände der armen Bevölkerung verbessert werden könnten.

Die informellen Siedlungen der Städte sind für ärmere Bevölkerungsteile die Endstation auf der Suche nach einer Wohnmöglichkeit. Nach Schätzungen leben über 50 % der Stadtbevölkerung in der Dritten Welt in informellen Siedlungen (siehe hierzu u. a. m. Bähr/Mertins 1995: 142). Die betroffenen Personen müssen sich meist selbst ihren Wohnraum suchen, obwohl

diese Aufgabe in den Verantwortungsbereich der Stadtverwaltung fallen sollte. Die Stadtverwaltungen sind durch das Wachstum in den Städten jedoch häufig überfordert. Daher ist das Siedeln im informellen Bodenmarkt kein Phänomen, das nur die Ärmsten der Armen betrifft. Auch besser gestellte Familien sind wegen der rasch steigenden Grundstücks- und Mietpreise zum Teil gezwungen, sich auf dem informellen Markt umzuschauen. Die Planung der Stadt wird daher von vielen Personen gestaltet, welche offiziell dafür nicht zuständig sind (vgl. Bähr/Mertins ebd.).

4.4.1. Allgemeine Wohnumstände: illegale und semilegale Siedlungen

Um das Phänomen der illegalen oder semilegalen Siedlungen erfassen zu können, gibt es eine Vielzahl von Begriffen.

Häufig wird das Wort „Slum“ als Bezeichnung für solche Siedlungen gewählt. Allerdings ist dieser Begriff irreführend, weil er nicht den Prozess des Selbstbaus mit einem aktiven Konsolidierungsprozess, der für illegale Siedlungen charakteristisch ist, beschreibt, sondern im industrialisierten England im 19. Jh. seinen Ursprung hat. Der Begriff „Slum“ bezeichnet dramatisch verwahrloste Wohnkomplexe, die eigens für Industriearbeiter gebaut wurden. Aufgrund der extrem hohen Nachfrage kam es in England im Zuge der Verslumung, zu einer übermäßigen Wohnverdichtung mit allen negativen sozialen Nebenwirkungen, wie Kriminalität und Drogenkonsum und einer starken Verwahrlosung der materiellen Infrastruktur. Der Begriff wird aber häufig fälschlicherweise als Überbegriff für alle prekären Wohnbedingungen benutzt (vgl. Bronger 2004).

Der Begriff der „Marginalsiedlung“ wird ebenfalls verwendet, um auf die prekären Umstände beim Wohnen hinzuweisen. Allerdings hat der Begriff Schwächen im Hinblick auf dessen internationale Verwendbarkeit (vgl. Bronger 2004). Das Wort marginal, allein verwendet, bezieht sich auf die räumliche Lokalisierung von Ansiedlungen in Gebieten, wo die Rahmenbedingungen lebensbedrohlich sein können oder wo der Bau stark erschwert ist. Außerdem bezieht sich der Begriff marginal auch auf die ökonomischen Möglichkeiten der BewohnerInnen, welche häufig unter absoluter Armut leiden und erschwerten Erwerbsbedingungen im informellen Sektor nachgehen müssen (vgl. Bähr/Mertins ebd.).

Grundsätzlich gibt es verschiedene Arten von informellen Siedlungen, die illegal oder semilegal sein können. Beide Formen benützen zu Bebauungszwecken Land, welches ihnen nach offiziellen Regeln nicht zustehen würde. Beim Bau dieser Siedlungen werden keine Baunormen eingehalten und auch keine Baugenehmigungen erteilt.

Ein dritter Begriff ist daher der des „squatter settlements“, der sich auf das Siedeln und Bauen auf Grundeigentum von jemandem anderen ohne dessen Erlaubnis bezieht. Lokalisiert sind diese „squatter settlements“ meist in peripheren, unwegigen Gebieten (vgl. Bronger 2004).

Bei den Landnutzungen gibt es noch feinere Differenzierungen. Besetzen Siedler ein Landstück und bebauen es ohne das Einverständnis von dem Landbesitzer, so überschreiten sie die Grenze der Legalität. In den Fällen, in denen der Eigentümer dem Bebauungsprozess zustimmt, ohne dass von offizieller Seite eine Genehmigung vorliegt, begeht dieser den Gesetzesbruch (vgl. Edesio 1998).

Bei den illegalen Besetzungen nehmen meist Gruppen Land in Anspruch, welches ihnen nicht gehört. Bei diesen Landbesetzungen müssen sich die zukünftigen BewohnerInnen vorab gut organisieren, um ihre Chancen zu erhöhen. Wichtig ist vor allem in den ersten Tagen eine hohe Präsenz zu zeigen. Dies erhöht die Erfolgsaussicht ist aber kein Erfolgsversprechen (vgl. Gilbert 1998). In Lateinamerika konnte man diese Form der Beschlagnahmung Ende der 1940er Jahre beobachten. Die Regierungen reagierten zum Großteil mit Strenge und setzten die Polizei und auch das Militär ein, um die unerwünschten BewohnerInnen wieder zu vertreiben. Duldungen kamen zwar auch vor, aber in der Regel nur, wenn das besetzte Land wirklich keinerlei Wert besaß. Inzwischen sind die Besetzungen auf ein minimales Maß zurückgegangen, die meisten Grundstücke werden über den informellen Bodenmarkt verteilt.

Der Unterschied zwischen der semilegalen und der illegalen Form ist, dass im semilegalen Bereich die Flächennutzungsabsichten nicht komplett außer Acht gelassen werden. Dies führt zu einem größeren Toleranzrahmen bei den Regierungen und verschafft somit den BewohnerInnen eine größere Sicherheit. Der Konsolidierungsprozess kann in diesen Fällen zumeist schneller vor sich gehen. Konsolidierung bedeutet, dass die Baumaterialien sich im Laufe der Zeit verbessern und eine Verdichtung stattfindet, indem die Familien ihre Häuser um ein Geschöß erweitern oder einen Anbau vornehmen (vgl. Bähr/Mertins 2000).

Bei der semilegalen Bebauung unterteilt der/die GrundbesitzerIn das Land in Parzellen und verkauft es an die zukünftigen BewohnerInnen. Die Parzellen werden nicht ordnungsgemäß aufgeteilt, die Baunormen werden nicht eingehalten, eine offizielle Baulizenz existiert meist nicht. Jedoch findet man bei den semilegalen Gebieten meistens einen sehr gleichmäßigen

Grundriss, der einer Rasterlogik entspricht. In minimaler Weise planen also die Parzellierer ein, dass eine spätere infrastrukturelle Anbindung stattfinden muss. Das hat den Vorteil, dass später Hausumsetzungen nicht so oft nötig wie in den illegalen Siedlungen sind, da es doch eine minimale Planung gibt und gewisse Grundregeln. Für die BewohnerInnen ist die semilegale Form von Vorteil, weil ihre Existenz gesicherter ist und meistens auch mit einer Duldung von staatlicher Seite gerechnet werden kann. Die semilegale Variante macht von den gesamten Marginalsiedlungen je nach Region 50-70 % aus. Die relativ große Nachsicht der Regierungen gegenüber der Bebauungspraxis rührt von dem Druck auf dem Wohnungssektor her (vgl. Bähr/Mertins ebd.).

Die Wohngelegenheiten in den illegalen oder semilegalen Gebieten sind unterschiedlicher Natur. Die finanziellen Engpässe bei den BewohnerInnen führen zu einer Verwendung von billigen Materialien, die den Wohn- und Klimaansprüchen meist nicht angepasst sind. Die Angliederung an Strom- und Wasserleitungen ist häufig nur illegal möglich, indem - wenn überhaupt - ohne Genehmigung ein Anschluss an die öffentlichen Leitungen erfolgt. Ein öffentliches Verkehrsnetz existiert oft nicht, sowie es auch selten eine Müllabfuhr, befestigte Straßen oder öffentliche Plätze und Beleuchtungen gibt (vgl. Ribbeck 2002).

Daher arrangieren sich die BewohnerInnen und sie behelfen sich mit den vorhandenen Möglichkeiten. Das ist in vielen Fällen das illegale Angliedern an die öffentlichen Strom- und Wasserleitungen, welches nicht wirklich als eine Lösung angesehen werden kann. Die so zugänglich gemachten Leitungen können den Bedarf nicht decken und sie sind auch nicht ordnungsgemäß verlegt. Oft ziehen sich die Rohre oberirdisch durch das Gebiet, da das Verlegen von Leitungen unter der Erde zu kostspielig gewesen wäre (vgl. ebd.). Wegen der Mängel bei der provisorischen Installation sind die Netze häufig überlastet und sie sind sehr empfindlich gegenüber Wetterschäden. Des Weiteren versuchen die Stromanbieter die illegalen Verknüpfungen zu unterbinden, da ihre Leitungen durch die Interventionen häufig beschädigt werden. Daher kommt es auch vor, dass sie die „illegalen“ Anschlüsse wieder demontieren. Im Idealfall kann jedoch manchmal ein Abkommen zwischen den BewohnerInnen und den Firmen getroffen werden (vgl. Gilbert 1998).

Die Regierungen haben sich lange Zeit für diese Probleme nicht zuständig gefühlt, obwohl sie für die BewohnerInnen der Stadt eine Basisinfrastruktur bereitzustellen hätten. Der Meinungswechsel geschah nur auf massiven Druck vonseiten der BewohnerInnen hin, als diese Demonstrationen organisiert haben und sich in Bürgerinitiativen organisierten. Die Demonstrationen und Bürgerinitiativen führten jedoch nicht immer zu Erfolg und wurden bis jetzt auch nicht in

allen Gebieten durchgeführt. Unter Druck gerieten die SiedlerInnen, als die PolitikerInnen feststellten, welches Potenzial an Wählerstimmen die BewohnerInnen dieser Viertel darstellen. Oft versprachen PolitikerInnen einer Partei Infrastrukturen zu installieren, wenn das gesamte Gebiet für ihre Partei wählen würde. Derartige Methoden führten zu einer ungerechten Verteilung von Verbesserungsmaßnahmen bzw. zu Enttäuschungen bei den BewohnerInnen, als die Versprechungen nicht eingehalten wurden. Die Diskriminierung, welche die BewohnerInnen im materiellen Sinne spüren, zieht sich zumeist auch auf der soziokulturellen Ebene fort, da sie starke Diskriminierungen und Stigmatisierungen erleiden (vgl. Gilbert ebd.).

4.4.2. Baustrukturen und mögliche Konsolidierungsprozesse

Die meisten Häuser in den illegalen und semilegalen Gebieten sind im Selbstbau entstanden. Die BewohnerInnen bauen mit kostengünstigen und vorhandenen Ressourcen ihr Haus. Erst mit der Zeit lässt sich eine permanente Aufwertung erkennen. Der Verbesserungsprozess an dem Haus, der Austausch von schlechteren Materialien durch welche besserer Qualität und weitere Anbauten nennt man Konsolidierungsprozess. Diesen Begriff kann man auch in Bezug auf ein gesamtes Gebiet anwenden. Die Konsolidierung steht nicht im direkten Zusammenhang mit einer Legalisierung, sondern sobald die BewohnerInnen sich einigermaßen unbehelligt fühlen und nicht der permanenten Angst der Vertreibung ausgesetzt sind, beginnen sie ihre Lebensumstände vor Ort zu verbessern (vgl. Dahman 1999)

Betrachtet man die kleinen Selbstbauhäuser für sich, so überrascht ihre Vielfalt und die Kreativität ihrer BesitzerInnen. Jede/r BewohnerIn hat die Freiheit dann zu bauen, wann er will und wann er es sich auch leisten kann. Der Grundriss kann variieren, genau wie die dekorative Gestaltung, der persönlichen Entscheidung des Einzelnen. Durch das vielfältige Bauen an der Stadtperipherie entsteht eine interessante „Hybridstruktur“, welche sich durch ihre Wandlungsfähigkeit und Flexibilität auszeichnet (vgl. Ribbeck 2002). Die Häuser sind an die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen angepasst. Billige, bzw. leicht zugängliche Materialien werden flexibel zum Bau von erweiterbaren Häusern, die bei Bedarf vergrößert werden können, eingesetzt. Das ist der Fall bei einem Familienzuwachs oder wenn ein Zimmer aus finanziellen Gründen vermietet werden muss oder auch wenn Raum für geschäftliche Ideen gebraucht wird. Diese von den BewohnerInnen selbst gestalteten Varianten setzten sich am stärksten durch, weil sie den Bedürfnissen und dem Lebensgefühl ihrer BewohnerInnen am ehesten entsprechen, was mit einem geplanten und finanzierten Projekt schwer zu erreichen ist (vgl. Ribbeck ebd.).

In bereits stark konsolidierten Siedlungen, welche demnach auch zumindest 10 Jahre und älter sind, ist das Hofhaus eine sehr beliebte Variante. Ein Hofhaus hat zumeist eine rechteckige Form mit einer zentralen Öffnung. Dies liegt vor allem daran, dass die kleine Bauparzelle, deren Größe sich zumeist in einem Bereich um ca. 100 Quadratmeter befindet, schon gewisse Einschränkungen mit sich bringt und das Hofhaus den Vorteil eines privaten Raumes im Freien mit sich bringt. Als Alternative hat sich auch das Kompakthaus durchgesetzt. Diese Variante entsteht ohne Hof, häufig aufgrund einer Verdichtung. Das Kompakthaus kann allerdings nicht viel zur Lebensqualität seiner BewohnerInnen beitragen, weil es keine Außenräume hat und auch die Belichtung im Inneren zumeist notdürftig ist. Entwicklungen wie diese sind auch auf die starke Verdichtung zurückzuführen, wenn die Familien sich gezwungen sehen ihr Haus, aufgrund von Familienzuwachs oder finanziell bedingten Vermietungen, baulich zu erweitern und dafür auf Freiraum zu verzichten. Generell kann von einer 70 % Bebauung der Grundstücksfläche ausgegangen werden. (Siehe hierzu Dahman 1999)

Das selbst gezeimerte Eigenheim darf jedoch auf keinen Fall als zu positiv empfunden werden. Aufgrund des hohen finanziellen Drucks, der auf den armen Familien lastet, erachten viele den Verkauf ihrer Parzellenhälfte als eine attraktive Lösung, um ihre Schulden zu bezahlen oder eine Aufstockung des Hauses zu finanzieren. Die logische Konsequenz ist eine hohe Verdichtung und eine Überbelastung der Infrastruktur. Dadurch kann es durchaus zu sozialen Spannungen kommen (vgl. Ribbeck ebd.).

Ob sich die Qualität einer Spontanbausiedlung auch im Hinblick auf die infrastrukturellen Bedürfnisse der Gemeinde dauerhaft verbessert, hängt natürlich auch stark von der verantwortlichen Stadtverwaltung ab, wobei auch die Entwicklungen des städtischen Lebens zur Steigerung der Wertschätzung des Gebietes führen oder aber auch es noch weiter in die Marginalität verbannen können. Auch die Zusammensetzung der BewohnerInnen spielt bei der Entwicklung der Siedlung eine wichtige Rolle. Der informelle Bau bringt eine große Ungewissheit und ein Investitionsrisiko für die BewohnerInnen mit sich. Selbstbauhäuser, die aufgrund ihres Alters und der Ausbreitung der Stadt eine wertvolle Lage haben, können im Zuge der Legalisierung und Ausweitung des kommerziellen Sektors eine derartige Wertsteigerung erfahren, dass es sich die ärmeren Bevölkerungsschichten nicht mehr leisten können, ihr eigenes zu Hause zu bewohnen. Städtische Aufwertungsmaßnahmen wie der Bau einer U-Bahn können Investoren anziehen und so eine komplette Umstrukturierung des Gebietes auslösen, sodass es keine Lebensverbesserung für die betroffene Bevölkerung nach sich zieht (vgl. Ribbeck ebd.).

Die Selbstbaugebiete waren und sind zum Teil immer noch vielen Diskriminierungen ausgesetzt. In den 1990er Jahren kam verstärkt das Bewusstsein auf, dass die BewohnerInnen der informellen Gebiete mit ihrer Bebauung eine Aufbauleistung erbracht haben. Außerdem wurde anerkannt, dass die informellen Siedlungen Teile der Stadt sind, dass sie dieser sogar Vorteile bringen können, wenn sie integriert werden. Man vertrat die Ansicht dass sie ein Recht darauf haben, urbanisiert zu werden. Letztendlich bringt es mehr Schaden als Erfolg, wenn man die Gebiete sich selbst überlässt und gleichzeitig werden die Rechte der BürgerInnen verletzt. Die Stadt hat ihren BewohnerInnen gegenüber gewisse Pflichten; dazu zählen die Eingliederung in infrastrukturelle Systeme und das kulturelle Leben (vgl. Bähr/Mertins ebd.).

4.4.3. Staatliche Lösungsansätze – der Versuch einer Verbesserung der Wohnqualität mit dem sog. „Low-Cost-Housing“ und dem Upgrading

In den 1950er und 1960er Jahren, als man das Wohnproblem in Angriff zu nehmen versuchte, lehnte man sich an europäischen Vorbildern an. Es wurde der Versuch gemacht, mit dem Bau großer Mehrgeschosswohnbauten für viele Menschen gleichzeitig ein Heim zu bilden. Dem Problem der horizontal wachsenden Marginalsiedlungen wollte man mit vertikalen Gebäuden beikommen und hoffte so eine Lösung für Platz- und Wohnungsnot gefunden zu haben (vgl. Bähr/Mertins 2000).

Diese Idee erwies sich auf Dauer als nicht praktikabel und man sah sich mit zahlreichen Schwierigkeiten konfrontiert. Von Beginn an wurde auf die Bedürfnisse der zukünftigen BewohnerInnen zu wenig Rücksicht genommen. Die mehrgeschossigen Wohnblöcke wurden von vielen Menschen als einengend empfunden und sie waren mit den alten kulturellen Gewohnheiten nicht vereinbar. Nachbarschaftliche Beziehungen litten unter der aufgezwungenen Wohnform. Deshalb waren viele BewohnerInnen nicht bereit an einer Umsiedlung teilzunehmen, was in manchen Fällen zu einer Zwangsumsiedlung führte (vgl. ebd.).

Ein weiteres Problem des „Low-Cost-Housing“, wie man diese Projekte nannte, war die Bereitstellung der nötigen finanziellen Mittel. Das Hauptaugenmerk wurde auf die Ausstattung der Häuser gelegt, während bei der Wahl der Grundstücke gespart wurde. Aus diesem Grund wurden Gebiete weit außerhalb vom Stadtzentrum bebaut, so dass die BewohnerInnen lange und teure Anfahrtswege zur Arbeit in Kauf nehmen mussten. Auch die Raten, die von den Familien

als Beitrag zu ihren Unterkünften geleistet werden sollten, stellten sich als zu hoch heraus. Einige Familien mussten deshalb ihre Wohnung an reichere Personen vermieten und selbst in schlechtere Quartiere ziehen (vgl. Bähr/Mertins 1995).

Für die untere Mittelschicht erwies sich der Bau von einfachen Reihenhäusern auch in Randgebieten als sinnvoll, weil der Wunsch nach einem eigenen Haus in dieser Gruppe so groß war, dass sie mit der Bereitschaft gekoppelt war, andere Nachteile, wie z. B. lange Fahrten und wenig Freiraum in Kauf zu nehmen.

Hier zeichnet sich das Hauptproblem des Low-Cost-Housing sehr klar ab. Die Wohnprojekte sollten eigentlich für die bedürftigsten Mitglieder der Gesellschaft konzipiert werden, aber gerade dieses Vorhaben scheiterte ganz offensichtlich. Es konnte auch keine ausreichende Flächendeckung mit den Programmen erreicht werden. Deshalb wurden neue Konzepte entwickelt, die sich nicht mehr an europäischen Vorbildern anlehnten, sondern problemspezifisch entwickelt wurden. Ziel war es Bauten mit einem erfolgreichen Modulcharakter zu gestalten, der sich auf andere Gebiete übertragen lässt und Selbsthilfeansätze zu entwickeln, welche den betroffenen Personen eine gewisse Partizipation ermöglichen. Durch die Einbeziehung der BewohnerInnen in den Planungsprozess, sollten die erbrachten Bauleistungen des Einzelnen gewürdigt werden und eine höhere Akzeptanz gegenüber den neuen Projekten erzielt werden. (vgl. Bähr/Mertins 1995.).

So kam es in den 1970er Jahren verstärkt zu „Sites and Services – Projekten“. In den Sites and Service-Projekten wurden BewerberInnen kleine Grundstücke im Umfang von je 50-60 m² oder 140-190 m² zur Verfügung gestellt. Die Raten sollten so niedrig gehalten werden, dass die BewohnerInnen sie mit ihrem kleinen Gehalt abbezahlen können. Falls Erweiterungen nötig waren, gab es die Möglichkeit einen Materialkredit mit einem niedrigen Zinssatz zu bekommen und dann die gewünschten Änderungen in Eigenregie durchzuführen (vgl. ebd. 2000). Beim Kauf eines solchen Grundstückes hatte der Käufer bereits Wasser- und Abwasseranschlüsse auf seinem Grundstück, eine gemeinschaftlich genützte Wasserzapfleitung und Toiletten standen ihm zur Verfügung. Des Weiteren waren die Straßen befestigt. Ein Nachteil war aber der Verlust des bestehenden sozialen Netzes, da beim Umzug in ein neues Gebiet keine Rücksicht auf diese genommen wurde.

Die „Core-Housing-Projekte“ sind etwas umfangreicher als die „Sites and Services – Projekte“. Bei diesen Projekten wurde jeweils ein erschlossenes Grundstück mit einem veränderbaren Kernhaus, auf einer Fläche von 9-12 m² an bedürftige Familien übergeben. Das Haus enthielt am Anfang eine Waschecke, alles Weitere durfte nach den Wünschen der BewohnerInnen

gestaltet werden. Die Grundausrüstung in den Häusern variierte in verschiedenen Projekten, so gab es auch in manchen Fällen Häuser mit Nasszelle und Küchennische (vgl. Bähr/Mertins 1995).

Doch auch dieser Versuch, angemessene Wohnungen für materiell schlechter gestellten Personen zu bauen, scheiterte. Die ärmsten Bevölkerungsschichten wurden zu oft nicht erreicht und die bereit gestellten Kredite konnten sehr häufig nicht zurück bezahlt werden (vgl. Bähr/Mertins ebd.).

Seit den 1980er Jahren konnten sich dann, hauptsächlich national organisierte „Upgrading Programme“ durchsetzen. Beim Upgrading versucht man die Gegebenheiten und die Infrastrukturen zu verbessern. Dies hat den Vorteil, dass die nachbarschaftlichen Netzwerke weiter bestehen können. Die Verbesserungsmaßnahmen finden im Allgemeinen bei den BewohnerInnen größere Akzeptanz, da ihre Wohnsituation nicht von Grund auf verändert wird. Gegen die ständig wachsende Wohnungsnachfrage kommt die Methode des Upgrading allerdings nicht an. Da keine neuen Wohneinheiten geschaffen werden, sondern der vorhandene Bestand verbessert wird (vgl. Bähr/Mertins 2000).

Upgrading Maßnahmen werden von staatlichen Stadtplanungsbüros oder NGOS durchgeführt. Weltweit setzen sich die Programme die Legalisierung der Besitzverhältnisse als erstes Ziel, falls dies möglich ist. Durch den Austritt aus der Illegalität eröffnen sich neue Möglichkeiten, so z. B. den Besitz einer Adresse, eine erhöhte Kreditwürdigkeit etc..

Nach diesen ersten Maßnahmen wird die Verbesserung der Infrastruktur und der Lebensqualität angestrebt. Es werden Zugänge zu sauberem Wasser geschaffen, Leitungssysteme stabilisiert, die Wege und Straßen werden befestigt. Es wird der Versuch gemacht, die Raumqualitäten durch bessere Belüftung und Beleuchtung zu erhöhen. Da die Erhöhung der Lebensqualität mit der Schaffung von Freiräumen stark verbunden ist, kann es in dieser Phase vereinzelt zu Umsiedlungen kommen, jedoch meist nur in ein naheliegendes Gebiet. Im nächsten Schritt ist es auch Ziel der Programme Bildungsangebote und Freizeiträume zu schaffen. Bei den meisten dieser Verbesserungsmaßnahmen können die BewohnerInnen ihre Ideen einbringen und bei den komplizierteren Bauaufgaben erhalten sie Unterstützung von Fachleuten. Die verwendeten Baumaterialien werden von den BewohnerInnen meist mit Krediten gekauft (vgl. ebd. 1995).

Upgrading-Maßnahmen erfreuen sich im Allgemeinen großer Beliebtheit. Denn – wie schon erwähnt – nach diesem Modell wird die Tatsache, dass die sozialen Netzwerke nicht separiert werden müssen und der Partizipationsgedanke umgesetzt werden kann als sehr positiv betrach-

tet, auch wenn dies nicht immer mit gleicher Beteiligung von allen BewohnerInnen geschieht. Des Weiteren können mit solchen Maßnahmen auch die finanziellen Ausgaben für die Regierung sehr gering gehalten werden.

Insgesamt kann man sagen, dass es etliche Ansätze mit unterschiedlichen Erfolgen gibt. Die Herausforderung bei allen Versuchen besteht darin, die Kosten so gering zu halten, dass die Unterschicht auch davon profitieren kann (Bähr/Mertins 2000).

5. Ergebnisse aus einer empirischen Feldforschung in der Stadt Guayaquil in Ecuador: „Te voy a hacer una casa en el aire“⁶

In den folgenden Kapiteln werden die Ergebnisse meiner dreimonatigen Feldforschung in der Stadt Guayaquil in Ecuador vorgestellt.

Im ersten Kapitel, wird die Geschichte der Stadt Guayaquil anhand Sekundärquellen näher dargestellt, ehe sie mit den aktuellen Ereignissen verknüpft werden kann. Hierzu werden die Ergebnisse meiner teilnehmenden Beobachtungen und die Erkenntnisse, welche dank zahlreichen informellen Gesprächen und der Auswertung von Interviews ermöglicht wurden besprochen. In der Zeit meines Aufenthaltes in Guayaquil begleitete ich mehrmals die Woche die SozialarbeiterInnen der Hilfsorganisation „Hogar de Cristo“ bei ihrer Arbeit in den unterschiedlichen marginalisierten Gebieten. Ich besuchte pro Tag zwischen vier und acht Familien, aber auch alleinerziehende Mütter mit ihren Kindern. Dadurch erhielt ich einen sehr umfangreichen Einblick in die Lebensumstände der Menschen in den Gebieten des Nordosten von Guayaquil. Des Weiteren nahm ich an manchen freiwilligen Diensten der Organisation teil, wie z.B. Maßnahmen zum Häuseraufbau. Oder ich beteiligte mich an Weiterbildungskursen. Die persönliche Teilnahme an unterschiedlichen Maßnahmen ermöglichte mir die Kontaktaufnahme mit zahlreichen BewohnerInnen der untersuchten Gebiete, mit welchen ich zahlreiche informative Gespräche führen konnte. Dank der Unterstützung MitarbeiterInnen von „Hogar de Cristo“ konnte ich mit zwei Frauen einen Kontakt aufbauen und diese zeigten mir ausführlich ihr Wohngebiet und ihr nachbarschaftliches Umfeld.

All diese Kontakte gaben mir eine gute Einsicht in das Leben im Nordosten von Guayaquil. In meiner Darstellung werde ich mich zum Teil auf Fallbeispiele beziehen. Die Ergebnisse dieser Forschung sind also nicht beliebig übertragbar, sondern zeigen einen Ausschnitt aus der Realität und weisen Tendenzen auf. Die Prozentangaben, welche in diesem Teil der Arbeit hie und da angeführt werden, stammen von einer unveröffentlichten Studie, welche von den christlichen Hilfsorganisation SIGVOL – Servicio Ignaciano de Voluntariado und ROS-Guayaquil im Jahre 2005, durchgeführt wurde. Diese Studie trug Informationen von insgesamt 3656 Personen zusammen und wurde mir dank dem Kontakt mit „Hogar de Cristo“ zu Verfügung gestellt.

⁶Graffiti im Norden der Stadt Guayaquil, am Rand einer Zufahrtsstraße in die marginalisierten Gebiete: „Ich werde dir ein Haus in der Luft bauen“

5.1. *Guayaquil: geschichtliche Entwicklung und aktuelle Prozesse*

Im Verhältnis zu anderen lateinamerikanischen Ländern hat Ecuador mit 65% noch eine relativ niedrige Verstädterungsrate. Die Migrationsströme, welche hauptsächlich in die Städte Guayaquil und Quito gingen, setzten erst 1950-1974 ein und damit später als in vielen anderen Ländern Lateinamerikas. Guayaquil erschien als Zielort attraktiv, da die Stadt ein Industriestandort und ein Handelszentrum war, somit Arbeitsplätze bot und ein besseres Leben als auf dem Land versprach. Dieser Prozess hat dazu geführt, dass sich die Bevölkerungsverteilung verschoben hat und zurzeit mehr Menschen in den Küstenregionen als in der sogenannten Sierra, dem traditionell dichter besiedelten Gebiet, leben. Die Verschiebung des Bevölkerungsschwerpunktes verlief sehr schnell, bis Mitte des 19. Jh. lebten noch fast 90% der Bevölkerung in der Sierra, dieses Verhältnis hat sich vollständig gewandelt (vgl. Wibbelsman 2003: 376). Allerdings verteilt sich der Prozess der Urbanisation nahezu ausschließlich auf Quito und Guayaquil, die zusammen 60-70 % der urbanen Bevölkerung beherbergen. In beiden Städten sind nicht genügend Wohneinheiten und erschlossene, bebaubare Gebiete vorhanden. Diese Tatsache zwingt die Menschen, auf schwierige Siedlungsgebiete auszuweichen (vgl. Diacon 1998).

Guayaquil, der Ort meiner Feldforschung, ist die größte Stadt in Ecuador und das wichtigste Hafenzentrum des Landes. Gegründet wurde die Stadt von den Spaniern 1537. Sie wurde nach dem damaligen örtlichen Herrscher Guayas und seiner Frau Quila benannt (vgl. Diacon 1998). Die Entwicklung hin zu einem wirtschaftlich bedeutenden Standort begann bereits im Jahr 1860. Damit erhöhte sich auch die Attraktivität von Guayaquil als Wohnort. Durch den Anschluss an den Weltmarkt und den Export von landwirtschaftlichen Produkten stieg die Bevölkerung in Guayaquil weiter an und löste die Hauptstadt Quito als größte Stadt ab.

Abbildung 4 (siehe S. 52) zeigt einen aktuellen Stadtplan von Guayaquil. Dieser wurde vom Tourismusamt erstellt.



Abbildung 4: Stadtplan von Guayaquil (Quelle: Municipio de Turismo 2007)

Dieser Stadtplan stellt das Zentrum und die Gebiete des Südens dar, die weitläufigen Siedlungen im Nordosten wurden nicht in den Plan aufgenommen. Diese Gebiete, welche den Schwerpunkt meiner Forschung ausmachen, werden in den folgenden Kapiteln an Hand weiterer Karten besprochen. Offizielle Karten ignorieren den Nordosten, da sie als Stadtgebiete noch nicht vollständig anerkannt sind.

Guayaquil besitzt einen modernen Charakter, da keine alte Baustruktur vorhanden ist. Die Stadt erlebte in den Jahren 1896, 1901, 1902 drei starke Brände. Damals wurde die Bausubstanz schwer beschädigt oder zerstört. Des Weiteren hatte Guayaquil während der Kolonialzeit keine tragende Rolle. Diese Faktoren führten dazu, dass weder städtebauliche noch architektonische, dominante Strukturen vorhanden waren, die den Stadtkern geprägt hätten. Diese Tatsache stellt einen großen Unterschied zu Quito dar, da die Hauptstadt alte Bausubstanz besitzt, diese auch erhält und Neues jeweils in einer angepassten Form hinzufügt. Guayaquil hingegen musste immer wieder neue Strukturen schaffen. Es kam so zu einer starken Verdichtung im Kern der Stadt, die durch immer höher werdende Häuser noch gefördert wurde. Die erste Straßenbahn wurde in Guayaquil im Jahr 1909 in Betrieb genommen und ungefähr neun Jahre später wurden die ersten Straßen asphaltiert. Mit dem Ende des Kakaobooms im Jahr 1916 schwächte sich auch das Wachstum der Stadt ab und Quito bekam wieder verstärkten Zulauf (vgl. Cuadra 1991).

Generell kann für Guayaquil gesagt werden, dass die Wohnungssituation der Bevölkerung immer stark mit den konjunkturellen Schwankungen der Wirtschaft zusammenhing. Immer als die Nachfrage der Exportartikel sich abschwächte (siehe Kap. 4.1.1., 21 ff.), verschlechterte sich die Situation in der Stadt, da Menschen immer zahlreicher in die Stadt zuzogen, es aber

nicht mehr ausreichend Arbeitsplätze gab. Aber auch für die Menschen, die Arbeit hatten, erschwerte sich der Alltag, weil die Löhne sanken und die Konkurrenz durch die vielen Zuzüge wuchs (vgl. Cuadra 1991).

Die offizielle Stadtplanung der Stadt Guayaquil begann Anfang der 1950er Jahre, ungefähr zeitgleich mit dem Bananenboom. Das Departamento del Plan Regulador wurde durch den aus Guayaquil stammenden Architekten Guillermo Cubillo Renella mitbegründet und ein erstes städtebauliches Konzept entstand (vgl. ebd.).

Aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwungs durch den Bananenexport setzte eine beschleunigte Migration nach Guayaquil ein: Die Küstenregion gewann an Attraktivität und die Stadtbevölkerung nahm zu. Auf dieses Bevölkerungswachstum war die Stadt nicht vorbereitet und sie hatte Schwierigkeiten die zuströmenden Menschen zu absorbieren, ihnen eine Arbeit und angemessene Wohnverhältnisse zu ermöglichen. Dies änderte sich mit dem Abflauen des Bananenbooms nicht, sondern die Situation wurde noch verschärft. Die Stadtmitte war über alle Verhältnisse verdichtet und zunehmend wurden umliegende Flächen besiedelt. Die steigende Wohnnachfrage konnte trotz alledem nicht befriedigend gedeckt werden, so kam es, aufgrund der Wohnzustände, zu einem ersten Protest der Menschen im Jahr 1959. Die BewohnerInnen hatten es sich zum Ziel gesetzt, die Austrocknung der Sumpfgebiete einzufordern. Jedoch hatten sie mit ihrem Anliegen keinen Erfolg, erst zwei Jahre später konnten sie ihren Forderungen Gehör verschaffen (vgl. Diacon 1998).

Es wurden zwar neue Wohngebiete, die allen infrastrukturellen Ansprüchen gerecht wurden, geplant und durchgeführt, diese konnten aber nur den Bedarf der wohlhabenden Bevölkerung decken, da Preise zu hoch angesetzt waren für die ärmeren StadtbewohnerInnen. So begannen die benachteiligten Bevölkerungsgruppen ihren Wohnungsraum selbst zu organisieren. Im Zuge dieser Proteste besetzten sie häufig die überschwemmungsgefährdeten Gebiete am Stadtrand (vgl. ebd.).

Durch den Erdölboom, ab 1972, stieg der Bedarf an neuen Büro- und Verwaltungsgebäuden. Für die Armen bedeutete dies jedoch keine Verbesserung, denn sie wurden von den Planungsinstanzen weitgehend ignoriert. Daher besetzten sie weiterhin die Randgebiete oder die baufälligen Areale in der Innenstadt. Ab Mitte der 1970er Jahre wurde von der Stadt versucht, die abgelegenen Gebiete zu erschließen. Es wurden viele Straßen gebaut. Dies führte zu einer Wertsteigerung der neu erschlossenen Gebiete und ermöglichte es den Großgrundbesitzern, weitere Gewinne zu erzielen, indem sie die Grundstücke in Parzellen unterteilten und zum Verkauf anboten. Die Preise stiegen mit der infrastrukturellen Anbindung an die Stadt (vgl. Bähr/

Mertins 1995). Dadurch kam es zu einer erneuten Verschiebung der Siedlungsflächen der ärmeren Bevölkerungsschichten. Die sozialen Spannungen nahmen zu, als sich die Besetzungen zum Teil auch auf private Gebiete erstreckten.

Das schnelle Wachstum in den 1960er und 1970er Jahren und die unzureichende Vorbereitung darauf, führte in Guayaquil zu einem neuen Planungsbewusstsein. Es wurden städtische Planungsbüros ins Leben gerufen und unterschiedliche Masterpläne erstellt (1967 Plan General Urbano, 1972 der Pre-Plan General Urbano und 1973-74 Esquema de Division en Distritos de Planificacion y Estructura Vial) (vgl. Cuadra 1991).

Heute ist es so, dass aufgrund des starken Bevölkerungszuwachses, der Polarisierung der Bevölkerung und der hohen Industriedichte Guayaquil geringes Ansehen genießt und als Stadt mit niedriger Lebensqualität betrachtet wird. Die Kriminalitätsrate wirkt furchteinflößend und die Enge der Stadt wird allgemein als erdrückend bezeichnet, da im Durchschnitt pro Person nur ein Quadratmeter Platz zur Verfügung steht (vgl. Maier 2004).

Im Wandel der letzten Jahre haben sich einige Teilerfolge der Stadtplanung ergeben. Maßgeblich an diesen Erfolgen beteiligt ist der amtierende Bürgermeister Jaime Nebot von der konservativen PSC. Seit 2000 ist er Bürgermeister in Guayaquil und er entwickelte seitdem ehrgeizige Pläne zur Verbesserung der Lebensqualitäten in seiner Stadt. In erster Linie richten sich seine Ziele auf die Modernisierung der inneren Stadt: Sein Hauptziel war es von Anfang an, Guayaquil in eine moderne Metropole zu verwandeln. Allerdings gibt es nur wenige kleinere Projekte, die die Peripherie mit einschließen. Diese sind:

1. Das Projekt „mas salud“: Darunter fallen alle Maßnahmen für das Gesundheitswesen. Eine Neuerung in diesem Bereich waren die „Clinicas Moviles“. Das sind fahrende kleine Krankenhäuser, die in den Marginalsiedlungen der Stadt eine medizinische Grundversorgung anbieten. Zurzeit sind 35 der geplanten 40 „Minikrankenhäuser“ im Einsatz. Der Bedarf dürfte allerdings immer noch wesentlich höher liegen (Maier 2004).
2. Das Projekt „mas alimentos“ nimmt sich der Grundversorgung an. Durch Vereinbarungen mit den Händlern, Betrieben und Banken gelingt es der Stadt, Zwischenhändler auszuschalten. So ist es möglich die Lebensmittel um ca. 20 % billiger anzubieten (Homepage der Stadt Guayaquil).
3. „Mas seguridad“ ist ein Sicherheitsplan mit dem Ziel, die Kriminalität in der Stadt erheblich zu senken. Dafür wurden auch private Betriebe bei der Neugestaltung der Sicherheitsorganisation eingebunden (Homepage der Stadt Guayaquil).

4. „Mas Regeneracion Urbana“: Wie in viele lateinamerikanischen Städte hatte auch Guayaquil mit dem Bevölkerungsrückgang und dem erhöhten Verkehrsaufkommen im Zentrum, der mangelnden Sicherheit und dem Fehlen von Frei- und Grünflächen zu kämpfen. Mit gezielten Aktionen versuchte man auch diesen Problemen entgegenzutreten. Stadtviertel wurden restauriert, Häuser gestrichen und die gesamte Uferpromenade des Rio Guayas wurde neu gestaltet und als öffentlicher Erholungsraum errichtet. Ähnliche Projekte werden noch weiter verfolgt und haben den positiven Nebeneffekt der Schaffung von Arbeitsplätzen (vgl. Maier 2004).

Das ungelöste Problem der mangelnden Bauflächen für die ärmere Bevölkerung fand in kleineren Projekten Beachtung. Es wurden 15.000 Grundstücke zur Verfügung gestellt. Diese können bei Bedarf durch einen Kredit erworben werden. Solche kleine Projekte können allerdings die Wohnungsnot nicht ausreichend eindämmen (vgl. Maier 2004).

Dennoch sind die erzielten Erfolge zumindest für die innere Stadt deutlich sichtbar. Mit hohem finanziellem Aufwand wurden die eindrucksvollen Uferpromenaden, „Malecon 2000“ und „Malecon Salado“, gestaltet. Diese stellen einen öffentlichen Raum dar, der landschaftlich gepflegt ist und seine Besucher durch ein hohes Sicherheitsaufgebot vor Überfällen schützt. Eine ähnliche Aufwertungsmaßnahme wurde bei dem Aussichtshügel „Las Penas“ vorgenommen. Mit einer schön gestalteten Treppe ist es dem Besucher möglich den Hügel zu besteigen und von der Spitze aus die Stadt von oben zu betrachten. Dazu wurde das umliegende Gebiet einer kompletten Renovierung unterzogen. Dadurch erlebte die dort lebende arme Bevölkerung eine Aufwertung ihres Gebietes. Die Häuser wurden bunt gestrichen und hübsche Straßen wurden gebaut. Doch bei genauerem Hinsehen stellt man fest, dass die Verbesserungen nur äußerlich vorgenommen wurden und viele BewohnerInnen immer noch unter beklagenswerten Umständen wohnen und die Aufwertungsmaßnahme nur im touristisch interessanten Gebiet vorgenommen wurde. Nichts desto trotz hat diese Aufwertungsmaßnahme für einige BewohnerInnen von „Las Penas“ viele positive Effekte gehabt und einigen von ihnen die Möglichkeit geboten ein kleines Geschäft aufzumachen oder ein kleines Restaurant mit einer Kundengarantie und es wurde ein öffentlicher Raum mit Infrastrukturen geschaffen. Diese Schritte waren wichtig für die Stadt, um öffentliche Orte mit Identifikationsqualitäten zu schaffen. Dennoch sind diese Verbesserungen stark konstruiert und werden nur durch einen großen Überwachungsaufwand am Leben gehalten. Vor allem sind sie nicht für alle StadtbewohnerInnen im gleichen Maße zugänglich.

Die tatsächlichen Verbesserungen beschränken sich stark auf das Zentrum und auf Prestigeprojekte, die sich nicht auf die Lebensqualität aller BürgerInnen ausgewirkt haben. Die Gebiete in der Peripherie im Süden und im Norden der Stadt können von den Entwicklungen der Stadtmitte nicht profitieren. In Guayaquil kann man viele Orte beobachten, welche als öffentliche Orte gedacht sind, aber kein öffentliches Leben beherbergen. Sie müssen bewacht werden, um Unannehmlichkeiten fernzuhalten. Damit führen sie zum Ausschluss, obwohl sie den Anspruch erheben für alle StadtbewohnerInnen da zu sein. So ist es in Guayaquil den fliegenden Händlern nicht erlaubt ihre Waren auf dem Malecon anzubieten. Die Eingänge zur Promenade werden überwacht und nur lizenzierte Verkäufer dürfen ihre Waren anbieten. Aber auch schon allein die Lage der öffentlichen Orte erzeugt Ausschlusstendenzen, da sie fast alle im Zentrum zu finden sind und somit für die peripheren Gebiete mit weiten Wegen verbunden sind. Auch die komplette Privatisierung von Raum in Form der „gated communities“ wie zuvor beschrieben, hat sich in Guayaquil exemplarisch herausgebildet. Zahlreiche geschlossene und abgesicherte Wohngebiete der Oberschicht befinden sich in unterschiedlichen Bereichen der Stadt. Des Weiteren findet man in Guayaquil auch viele konstruierte Räume, wie Shopping Malls, die ohne Einbindung in den städtischen Kontext funktionieren. Durch ausreichende Flächen und einer guten Erschließbarkeit mit dem Auto konnten sie sich von der Stadt emanzipieren. Shopping Malls bilden eine eigene Welt, indem sie Vielfalt künstlich erzeugen und Störfaktoren ausschließen. Dadurch wird dem Kunden Sicherheit geboten und Normalität vorgegaukelt (vgl. Siebel 2007). Ein Überangebot von diesen realitätsfernen Orten können einer Stadt jedoch auf Dauer keinen Nutzen bringen.

Die allgemeine Struktur von Guayaquil entspricht nur teilweise dem „Modell zur funktionalen und sozialräumlichen Differenzierung lateinamerikanischer Großstädte“ wie sie im Kapitel 4.2.1 beschrieben wurden. Guayaquil besitzt keinen klassischen Altstadt kern, da die alte Bausubstanz durch die Brände aus den Jahren 1896, 1901, 1902 zerstört wurde. Guayaquil musste bei neuen Bauten keine Rücksicht auf alte Strukturen nehmen und besitzt deshalb den sehr modernen Charakter, der in den letzten Jahren, durch die oben beschriebenen Bebauungen sehr stark weiter an Bedeutung gewann. Marginalviertel im Zentrum sind wenige vorhanden, sie konzentrieren sich auf den Nordosten und den Süden der Stadt. Jedoch findet man sehr stark die „zellenförmige Gliederung an der Peripherie“ und es bilden sich verstärkt „gated communities“ der Reichen in Richtung Meer, während die Armen nordöstlich und südlich siedeln.

Trotz der vielen Fortschritte und der Verbesserungen im Zentrum von Guayaquil existiert ein massives Wohnproblem, mit dem ich mich in Folge genauer auseinandersetzen möchte. In Guayaquil leben bis zu 70 % der Bevölkerung unter marginalisierten Bedingungen. Das bedeu-

tet, dass sie nicht ausreichend mit Infrastrukturen versorgt sind und in einem Selbstbauhaus wohnen. Dadurch sind sie vom wirtschaftlichen und sozialen Leben der Stadt ausgeschlossen, zumeist versuchen sie in ruralisierten Gebieten in der Stadt ihr Überleben zu finden.

Durch den permanenten Zuzug von ca. 30.000 MigrantInnen pro Jahr in die Stadt, werden die Herausforderungen nicht geringer (vgl. Diacon 1998). Daher ist es notwendig alle Gebiete der Stadt gleichwertig zu behandeln und auch die marginalisierten Gebiete im Norden und Süden der Stadt in Aufwertungsmaßnahmen mit einzubeziehen. Diese Gebiete wurden bis jetzt städtebaulich ignoriert. Dies führte dazu, dass Invasoren sich die weitläufigen Landstriche am Rand von Guayaquil angeeignet haben und dieses Land auf dem informellen Bodenmarkt verkaufen. Diese Invasoren werden Dirigenten genannt. Die Dirigenten haben geschickt politische, wirtschaftliche und soziale Machtstrukturen aufgebaut. Sie parzellieren weitläufige Gebiete und verkaufen die Parzellen zu extrem hohen Preisen an neue MigrantInnen. Diese, sich selbst überlassene Gebiete, führen zu infrastrukturellen Problemen für ihre BewohnerInnen.

5.2. Das Forschungsgebiet und die Forschungsbedingungen

5.2.1. Der Nordosten der Stadt

Das Forschungsgebiet, welches ich im Rahmen meiner Feldforschung regelmäßig besucht habe, liegt im Nordosten der Stadt Guayaquil. Der Nordosten der Stadt gehört für viele StadtbewohnerInnen nicht mehr zu Guayaquil und ist in der Regel nicht auf Stadtplänen eingezeichnet. Die Region ist im öffentlichen Bewusstsein nicht Teil von Guayaquil, obwohl dieses Siedlungsgebiet seit ca. 20 Jahren im Entstehen ist und weiterhin wächst.

Den Karten in Abb. 5 und 6 kann man den Namen und das Alter der entsprechenden Sektoren entnehmen. Zusätzlich habe ich in Abb. 6 gekennzeichnet, welche Gebiete von offizieller Seite legalisiert worden sind und welche informell noch wachsen. Die grün gekennzeichneten Gebiete sind bereits legalisiert und die rot Gekennzeichneten werden illegal besiedelt. In diesen Gebieten ist das landschaftliche Bild stark von der Hilfsorganisation „Hogar de Cristo“, die dort Häuser baut, geprägt. Da „Hogar de Cristo“ sich zum Ziel gesetzt hat, mit ihrer Arbeit den Ärmsten der Armen ein Leben in Würde zu ermöglichen, arbeitet die Organisation seit einigen Jahren verstärkt in diesen Gebieten.

Die Informationen über Alter und Legalisierung habe ich von „Hogar de Cristo“-MitarbeiterInnen erfragt, welche bereits seit zwanzig Jahren oder länger in diesen Gebieten arbeiten und den Prozess der Verstädterung während ihrer Arbeit täglich miterleben.

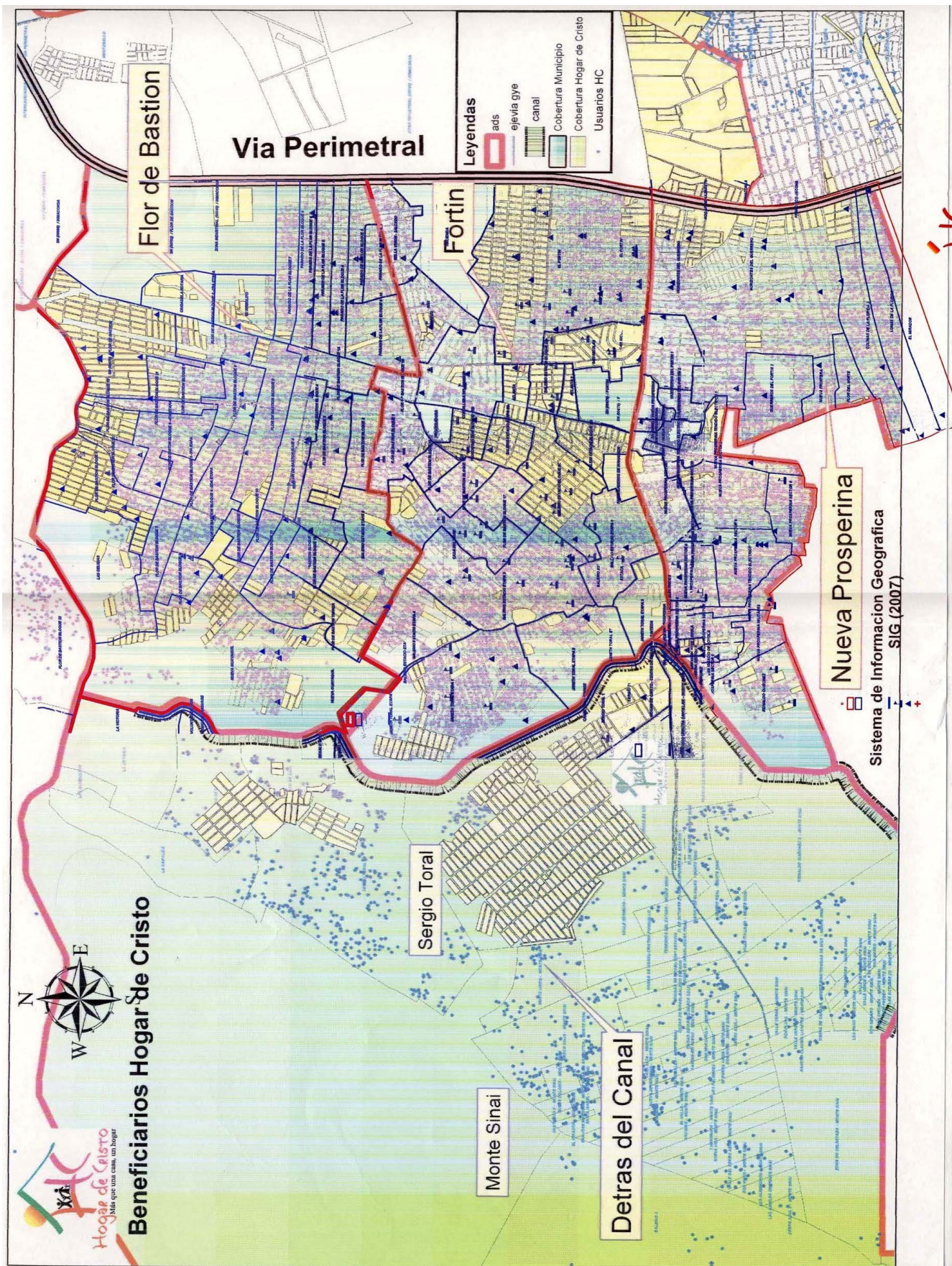


Abbildung 5: Nordöstliches Gebiet Guayaquil. Namen der Sektoren.
 (Quelle: Hogar de Cristo, von der Autorin erweitert)

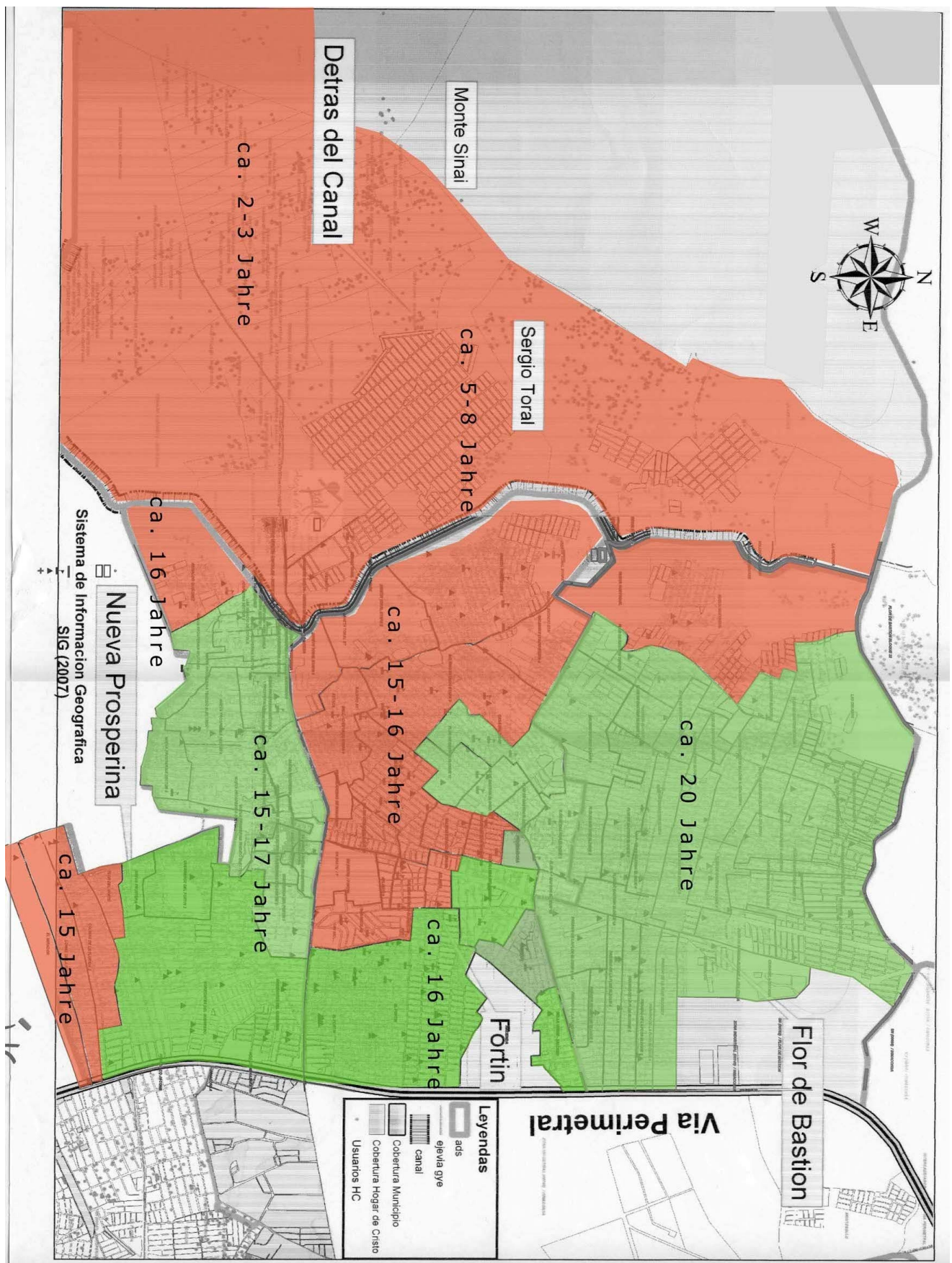


Abbildung 6: Nordöstliches Gebiet Guayaquil, chronologische Besiedelungsetappen.
(Quelle: Hogar de Cristo, von der Autorin erweitert)

Wie bereits im 4. Kapitel „Urbanisierungsprozesse und Stadtstrukturen“ erörtert, existieren für die BewohnerInnen der Marginalviertel Guayaquil nicht viele Verknüpfungspunkte mit der regulären Stadt und eine Partizipation am regulären Stadtleben bleibt ihnen verwehrt. Die Stadt teilt sich in zwei unterschiedliche Welten: die der Reichen in beschützten und überwachten Vierteln und die der Armen, weit an die Ränder abgedrängt.

Diese Segregationsprozesse nehmen zu, da vonseiten der Stadtverwaltung noch keine ernsthaften Versuche unternommen wurden, die vom Zentrum weit entfernten Gebiete in ihre Planung einzubeziehen.

In den letzten Jahren wurde zwar viel daran gearbeitet ein modernes Guayaquil zu schaffen, jedoch hat die Partizipation der Armen nicht die oberste Priorität. So wurde das Ziel, eine Metropole zu schaffen, hartnäckig verfolgt und die Stadt kann zahlreiche Shopping Malls mit einem globalen Konsumangebot aufweisen sowie moderne Räume, z. B. die aufgewerteten, tourismustauglichen Promenadengestaltungen oder der zeitgemäße Busterminal. Aber diese Orte besitzen ihre eigene Logik, sie mögen zwar die Illusion schaffen für jeden zugänglich zu sein. Aber wer sich die Anfahrtskosten und den Konsum innerhalb dieser Zonen nicht leisten kann, ist davon ausgeschlossen.

Von einer Entwicklungsmaßnahme haben jedoch auch arme Familien direkt profitiert. Das Gebiet „Las Penas“ erfuhr eine starke Aufwertung. Dort wurde ein Aussichtspunkt über die Stadt, für touristische Zwecke gebaut. Alle Häuser entlang der Aufstiegstreppe erhielten eine Renovierung der Außenfassade und einen bunten Anstrich. Allerdings muss man nicht weit von der schön aufgemachten Aufstiegsfassade weggehen, um wieder die offensichtliche Armut zu entdecken. Nichtsdestotrotz kann man diese Maßnahme als erfolgreich betrachten, da sie doch zumindest einigen Familien eine direkte Verbesserung in ihrem Lebensumfeld gebracht hat und auch sehr vielen eine Einkommens- bzw. verbesserte Verdienstmöglichkeiten verschafft hat.

Tendenziell lässt sich feststellen, dass die Stadt unter einem Mangel an gut organisierten/strukturierten/ausgebauten öffentlichen Plätzen leidet, welche als Schnittstellen für alle BürgerInnen dienen könnten. Die Stadt hat in den letzten Jahren erhebliche Anstrengungen unternommen, aber die geschaffenen Orte besitzen keine Geschichte und keinen Kontext und können somit nur schwer für alle Guayaquilener zu Orten der Identifikation werden.

Der Grad dieses Ausschlusses der Gebiete im Nordosten wird besonders offensichtlich, wenn man die Stadtbevölkerung, welche nicht im Norden wohnt, befragt. Es ist z. B. des Öfteren eine Schwierigkeit, ein Taxi zu finden, das in diesen Stadtteil fährt. Einige Fahrer weigern sich, andere verlangen den doppelten Preis, da sie die Gebiete als gefährlich einstufen. Unterhält

man sich mit privilegierten StadtbewohnerInnen über die Gegend, ist das erste Wort immer „gefährlich“. Die Sektoren werden von der restlichen Stadtgemeinschaft als Bedrohung wahrgenommen, die es zu meiden gilt.

Umgekehrt ist es für die BewohnerInnen der Sektoren mit zeitlichem und finanziellem Aufwand verbunden, ins Zentrum zu kommen. Als Freizeitbeschäftigung können sich das nur die Personen leisten, die schon in etwas stabilisierteren Situationen leben. Sie werden als „gente popular“ bezeichnet. Sie leben in konsolidierten Vierteln und verdienen den gesetzlichen Mindestlohn von 170 Dollar oder ein bißchen mehr. Gleichzeitig sind sie sich ihrer Armut durchaus bewusst, aber doch auch sehr stolz auf ihre Lebensweise und darauf, sich mit ehrlicher Arbeit zumindest so weit aus der Armut befreit zu haben, dass alle Grundbedürfnisse gedeckt sind, die Kinder sich eine bessere Zukunft aufbauen können und eine gewisse Teilnahme am kulturellen Leben der Stadt möglich ist. La „gente popular“ können sich die 0,25 centavos für eine Busfahrt ins Zentrum leisten und am Wochenende an der Promenade, dem Malecon entlang spazieren, genauso wie sie durch die zahlreichen Shopping Malls bummeln, auch wenn sie sich dort viele Dinge gar nicht leisten können. So haben sie zumindest die Möglichkeit an den metropolitane Zügen ihrer Stadt zu partizipieren.

5.2.2. Die Dirigenten und ihre Grundstücke

Die Grundstücke im Nordosten von Guayaquil wurden durch Invasionen erschlossen. Die Invasionen sind grundsätzlich illegal, werden jedoch geduldet bzw. im nachhinein legitimiert. Bei den Besetzungsprozessen kristallisieren sich immer wieder besonders durchsetzungsstarke Persönlichkeiten heraus, die dann die Regeln für das Gebiet festlegen. In Guayaquil werden solche „Landpiraten“ Dirigenten genannt. Sie legen die Regeln für ein Gebiet fest und treiben die Besiedlung voran, bis sich irgendwann die Stadtverwaltung der Gebiete annimmt. Bis es so weit kommt, können allerdings oft viele Jahre vergehen. Genug Zeit also, dass der entsprechende Dirigent das Gebiet prägt und hohe Geldsummen erwirtschaftet. Der jeweilige Dirigent bestimmt den Namen des Gebiets, welcher nicht selten sein eigener ist, und organisiert die Zuteilung der Grundstücke. Der Name des Gebietes und die so entstandene Grundstruktur werden auch bei einer Legalisierung und infolge weiterer Verwaltung durch die Stadt meist beibehalten.

Die Parzellierung durch den Dirigenten ist nach einem denkbar einfachen Prinzip organisiert. Die riesigen Flächen werden in Rechtecke eingeteilt und durchnummeriert. Ein solcher Block wird „manzana“ genannt. Jeder Block wird in weitere Teile, die wiederum jeweils eine Nummer erhalten zergliedert. Dennoch ist die Struktur nicht immer einheitlich, da Zubauten entstehen oder die Durchnummerierung nicht in der Reihenfolge durchgehalten wurde.

Die „manzanas“ werden also in kleine Miniparzellen geteilt, auf welche schließlich jeweils ein Haus passt und ein kleiner Grundstücksteil frei bleibt. In der Regel belaufen sich die Größen der Grundstücke auf ca. 8x15 m oder 7x14 m.

Die Grundstücke können in den Sektoren in kleinen Büros, welche meist auch nur in kleinen Bambushäuser untergebracht sind, erworben werden. Die Beschlagnahme von den Dirigenten wird deshalb akzeptiert und eher unterstützt als unterbunden, weil viele der Dirigenten in der Politik tätig sind. Somit haben die Dirigenten eine unangefochtene Machtposition, die ihnen viele Vorteile einbringt. Sie bestimmen die Preise der Grundstücke, die je nach Lage und Beschaffenheit bei 500-3500 Dollar liegen, wobei die billigen nahezu unbewohnbar, überflutet oder am Hang weit weg von jeder Infrastruktur sind. Nach dem Kauf, der ebenfalls in Raten getätigt wird, erhalten die KäuferInnen ein Besitzpapier.

Die Gebiete werden nach einer patriarchalischen Ordnung durch die Dirigenten organisiert. „Estos dirigentes se han convertido en chefes unicos que no permitan ninguna discusión, ninguna conversación, ningun tipo de organización entre la gente. Ellos son los unicos que mandan“ (Interview 3, S.2).

Es gibt Sektoren, in denen die Dirigenten Plakate aufstellen mit ihrem Foto und entsprechenden Werbetexten. Über diese symbolischen Zeichen hinaus reißen sie viel Verantwortung an sich. So müssen die BewohnerInnen eines solchen Gebietes oft für den Anschluss an geklauten Strom eine einmalige Gebühr von ca. 100 Dollar zahlen. Die Dirigenten übernehmen Verantwortung für ein Gebiet, aber verlieren dabei ihren eigenen Vorteil nicht aus dem Auge. Eine langjährige Mitarbeiterin von „Hogar de Cristo“ beschrieb die Situation folgendermaßen: „El dirigente busco su lucro personal y para presentar el estar preocupado por la comunidad“ (Interview 5, S.3).

In Bezug auf den öffentlichen Raum besteht eine große Abhängigkeit vom Dirigenten: Z. B. muss dieser den Platz für ein Freiraum zur Verfügung stellen, damit der Platz dauerhaft bestehen kann. Auch Schulen können nur mit seinem Einverständnis gebaut werden.

Eine negative Einflussnahme der Dirigenten besteht in der aufmerksamen Überwachung der Aktivitäten der BewohnerInnen. Dadurch versuchen sie Zusammenschlüsse unter der Bevölkerung, welche ihre Machtposition in Gefahr bringen könnte, zu unterbinden. Derartige Prozesse sind den Dirigenten unrecht, da sie ihre Machtposition in Gefahr sehen. Dies schränkt jedoch die BewohnerInnen ein aktiv etwas an ihrer Situation zu verbessern und Hilfsangebote in Anspruch zu nehmen. Daher müssen auch Hilfsorganisationen auf diese Situation eingehen und ihre Arbeit genau positionieren: „Hogar de Cristo tiene constantemente problemas con los dirigentes, porque es muy importante por Hogar de Cristo conseguir la organización de población. [...] pero quando los dirigentes se enteran que estamos trabajando en organización se ponen muy furiosos y nos quieren echar por eso nosotros nunca decimos que trabajamos en organización. No se pude pronunciar la palabra organización hay que decir desarrollo“ (Interview 3, S.2).

Das Bedürfnis nach Sicherheit ist innerhalb der Sektoren sehr hoch. Die BewohnerInnen versuchen ihre Habseligkeiten zu beschützen. Dabei kommen vor allem Vergitterungen zum Einsatz. Selbst bei den Bambushäusern finden sich häufig vergitterte Fenster. Auch wenn diese Maßnahme die Einbruchssicherheit nicht tatsächlich erhöht, scheint sie doch einen psychologischen Effekt zu haben. Der Sicherheitsaspekt steht über alles und eine gute Raumbelüftung und Lichteinfall treten demgegenüber zurück. Werden keine Gitterstäbe montiert, sind die Fenster meist komplett mit Holz verriegelt.

In den konsolidierteren Vierteln findet man eine breite Palette von Zaunkonstruktionen, die von Wellblechverschlängen über gezimmerte Holzzäune bis hin zu der Verwendung von ehemaligen Hauselementen reicht. Die etwas besseren Häuser aus Zement haben meistens eine massive Mauer vorgelagert, welche mit Stahlspitzen oder einbetonierten Glasscherben abschließt.

Der Drang nach Sicherheit ruht daher, dass viele BewohnerInnen ihren näheren und entfernten Nachbarn nicht vertrauen und die Netzwerke nicht immer stark ausgeprägt sind. Die Netzwerke können sich aufgrund des hohen Zuzugs und den vielen Umzügen in entferntere und billigere Gebiete nicht stabil ausprägen. Diese Angst haben einige Dirigenten und ihre Leute zu einer weiteren Geschäftsidee entwickelt. Sie gründeten Sicherheitsfirmen, die gegen eine wöchentliche Gebühr von 1-3 US-Dollar eine nächtliche Bewachung anbieten. Für die BewohnerInnen bedeutet dies eine Zweiteilung in die Gruppe, die noch Geld für ihre Sicherheit aufbringen kann, und in eine andere, die aufgrund ihrer Armut auf eine Bewachung verzichten muss.

Häuser, die den Service in Anspruch nehmen, erhalten ein kleines Plakat mit der Aufschrift „casa vigilada“, („bewachtes Haus“), das auf ihrer Tür befestigt wird. Die Teilnahme ist zwar freiwillig, aber einige Familien können es sich nicht leisten, den Sicherheitsdienst zu bezahlen. Daher spalten diese Methoden die Sektoren nochmals in Ärmere und Reichere und sorgen für eine schlechte Atmosphäre.

Die älteren Viertel, in denen sich die Strukturen der Dirigenten aufgelöst haben und in denen die nachbarschaftlichen Netzwerke gut funktionieren, befinden sich in einer besseren Situation. Allerdings gibt es auch dort Sicherheitsfirmen, deren Dienste vereinzelt in Anspruch genommen werden.

5.2.3. *Die Feldforschung*

Die Feldforschung in den peripheren Gebieten von Guayaquil fand – wie bereits erwähnt - von Januar bis März 2008 statt. Während dieser Zeit führte ich eine teilnehmende Beobachtung durch, schrieb ein Forschungstagebuch und konnte zahlreiche Interviews mit den BewohnerInnen der marginalisierten Gebiete führen. Unterstützt wurde meine Forschung durch die kirchliche Hilfsorganisation „Hogar de Cristo“, welche seit 36 Jahren vielfältige Projekte für die Bevölkerung in den Randgebieten von Guayaquil durchführt. Genauere Informationen über „Hogar de Cristo“ werden noch im Kapitel 5.3.6 gegeben. Die Feldforschung wurde in vielen Bereichen von der Organisation gefördert. Zum einen wurde mir für die Zeit meines Aufenthaltes eine Unterkunft, nahe der von mir untersuchten Gebiete zur Verfügung gestellt. Dadurch erfuhr ich viel über die Lebensumstände der Menschen in dieser Region und wurde mit den Distanzen von den Sektoren in die Stadt vertraut, sowie mit den dafür zu Verfügung stehenden Infrastrukturen. Zum anderen wurden mir von „Hogar de Cristo“ viele Kontakte zu Frauen vermittelt. „Hogar de Cristo“ arbeitet hauptsächlich mit Frauen, da diese primär von der Armut betroffen sind und somit eine verstärkte Unterstützung erfahren sollen.

Der Fokus während meiner Beobachtungen richtete sich auf zwei Schwerpunkte. Diese waren die Lebensbedingungen der Bevölkerung und die sozialen Netzwerke, aber auch die infrastrukturellen, sowie bautechnischen Bedingungen in den Sektoren.

Um Einzelheiten über die Bebauungs- und Siedlungsstrukturen in Erfahrung zu bringen führte ich eine Bestandsanalyse durch. Der offizielle Stadtplan führt die relevanten Gebiete nicht auf, daher arbeitete ich mit dem Datenerfassungsbüro von „Hogar de Cristo“ zusammen. „Hogar de

Cristo“ erfasst jedes Haus, welches mit ihrer Unterstützung gebaut wird, mit einem GPS-System und erstellt ausführliche Umgebungspläne. Mit diesem Material wurde es mir möglich eine Gebietskarte und somit einen räumlichen Überblick über das Gesamtgebiet zu erhalten (siehe Abb. 5 + 6, S. 60-61). Trotz dieser Karten war die Orientierung in dem Gebiet durch die rasche Veränderung und das Fehlen von städteplanerischer Logik erschwert. Selbst die Menschen, die in dem Gebiet wohnten, hatten meistens nur ein, auf die nähere Umgebung bezogenes, Orientierungswissen. Einen außergewöhnlichen räumlichen und zeitlichen Überblick besitzt ein Mitarbeiter von „Hogar de Cristo“, der seit 20 Jahren in die Gebiete fährt und mit den Menschen arbeitet. Er konnte mir Orientierungspunkte in den Rastersystemen aufzeigen und informierte mich über das Alter und die Entwicklung der Sektoren. Von ihm erfuhr ich auch, welche Gebiete legalisiert sind und welche nicht. Im nächsten Schritt machte ich mir Notizen über die Häuseranordnung, die Materialien und die angewandten Baumethoden. In einer ersten Erfassung beschränkte ich mich auf das äußere Erscheinungsbild der Häuser, die Zugänge zu den Häusern, sowie die Infrastruktur in den Gebieten, wie die Straßen, Stromleitungen, Wassersysteme. Zu einem späteren Zeitpunkt in meiner Forschung hatte ich öfter die Gelegenheit in die Häuser der BewohnerInnen einzutreten. Von diesen Besuchen stammen meine Information über die Raumausstattung der Innenräume. Wichtig bei dieser Bestandsaufnahme war es in Erfahrung zu bringen, warum gewisse Dinge so organisiert werden, wie sie es sind, und ob noch mehr Alternativen und Variationen vorhanden sind. Die Ergebnisse dieser Aufnahmen folgen im Kapitel 5.3. Im nächsten Schritt der Bestandsaufnahme folgte ein Überblick über die Infrastruktur in Bezug auf Einkaufsmöglichkeiten und Serviceangeboten. Die älteren Gebiete haben meist schon eine recht hohe Dichte an solchen Einrichtungen. Während in den gerade neu besiedelten Abschnitten häufig noch fast nichts vorhanden ist. In diesen Fällen lassen sich öfters improvisierte Einkaufsläden, welche mit dem Privatraum verschmelzen, beobachten. In Bezug auf die räumliche Situierung war es mir wichtig mit den BewohnerInnen zu sprechen um ihre Wahrnehmung des Raumes zu erfahren. In informellen Gesprächen und einigen semistrukturierten Interviews erfuhr ich, welche Dinge ihnen in ihrer Umgebung wichtig sind, an welchen Orten ihre Verwandten wohnen und welchen Bezug sie zum regulären Stadtzentrum haben, bzw. ob sie ab und zu den öffentlichen Raum im Stadtzentrum nützen.

Um mich der Frage nach der sozialen Organisation der BewohnerInnen anzunähern, beteiligte ich mich an den angebotenen Weiterbildungskursen und Hilfsdiensten von „Hogar de Cristo“. Zum Beispiel beim Häuseraufbau war es mir möglich die teilnehmenden Frauen und Familien über einen längeren Zeitraum kennen zu lernen. Dadurch konnte eine Vertrauensbasis aufgebaut werden, die Voraussetzung für folgende Interviews war. Weitere Kontaktmöglichkeiten

ermöglichten mir die Teilnahme an den Besuchen der SozialarbeiterInnen von „Hogar de Cristo“, die täglich zu Familien in den Sektoren hinaus fahren. Dadurch lernte ich viele unterschiedliche Familiensituationen kennen, konnte die soziale Wohnsituation erfassen, wurde über die Alltagsbewältigung und die Gewohnheiten informiert und erhielt eine Ahnung von den Sorgen und Zukunftshoffnungen der BewohnerInnen. Außerdem nahm ich an Beratungsgesprächen in den Räumlichkeiten von „Hogar de Cristo“ teil und suchte das Gespräch mit den Frauen im Wartebereich des „Hogar de Cristo“-Büros.

Während der Feldforschung stieß ich auf viele unterschiedliche Problematiken. Meine eigene eingeschränkte Mobilität empfand ich als eine der größten Schwierigkeiten. Um die weitläufigen Gebiete erfassen zu können und um selbst die Orientierung zu behalten, war ich stark auf die Hilfe von den „Hogar de Cristo“-MitarbeiterInnen angewiesen. Alle Ziele, die nicht auf dem Fußweg zu erreichen waren, erwiesen sich als Herausforderung. Busse sind zwar vorhanden, jedoch ist das Verbindungssystem für Fremde schwer zu durchblicken. Riskant und unzuverlässig waren die Aussagen der Busfahrer, welche immer in Hektik sind und zum Einsteigen auffordern. Nach einem Rundgang während meiner Feldforschung, verlor ich einmal komplett die Orientierung und wollte meinen Weg durch Erfragen zurückfinden. Es fanden sich keine Personen, die mir eine Wegbeschreibung geben konnten.

Meine Feldforschung war sicher durch meine Position als weibliche Forscherin beeinflusst. Auf der einen Seite hatte dies gewisse Vorteile, z.B. einen vertrauensvolleren Zugang zu Frauen, vor allem zu jüngeren Frauen, die häufig das Gespräch mit mir suchten. Auf der anderen Seite war mein Zugang zu den männlichen Bewohnern erschwert und tiefergehende Gespräche selten. Dies wurde durch die Tatsache, dass „Hogar de Cristo“ hauptsächlich mit Frauen arbeitet, zusätzlich verstärkt. Eine Vertrauensbasis konnte ich nur zu wenigen männlichen Bewohnern im Zuge längerer, gemeinsamer Aktivität aufbauen. Aus diesen Gründen ist die männliche Perspektive in dieser Arbeit hauptsächlich in indirekter Weise vertreten.

Ebenfalls sehr wichtig zu erwähnen ist, dass die Unterstützung von „Hogar de Cristo“ diese Arbeit sehr beeinflusst hat. Zum Großteil positiv, da mir ein Zugang zu Personen ermöglicht wurde, die in der Peripherie von Guayaquil wohnen, oder das mir ein sehr breit gefächertes Wissen zu den Sektoren zur Verfügung gestellt wurde. Andererseits haben mich viele BewohnerInnen häufig als Teil der Organisation „Hogar de Cristo“ wahrgenommen. Dies konnte ich z.B. bei Personen feststellen, welche sich gerade im Entscheidungsprozess befanden, ob sie

einen Mikrokredit bekommen oder nicht. Solche Personen waren in ihren Aussagen mir gegenüber sehr verhalten. Dieses Verhältnis versuchte ich sowohl in meinen Gesprächen sowie auch in der Interpretation und Auswertung stets zu reflektieren und dementsprechend zu agieren.

5.3. Die Ergebnisse der Erhebungsphase

5.3.1. Die BewohnerInnen des Nordosten

Wie viele Personen in den Gebieten des Nordostens der Stadt tatsächlich leben, konnte ich während meiner Forschungen nicht erfahren. Die Aussagen und Angaben variieren sehr stark und treffen sich letztlich in „sehr viele“.

Die Bevölkerung in Guayaquil ist vom hohen Zuzug aus dem Umland stark geprägt. Eine Befragung der Hilfsorganisationen Sigvogl & ROS Guayaquil, welche in den marginalisierten Vierteln von Guayaquil arbeiten, ergab, dass 73,55 % der Bevölkerung Zugezogene sind, davon kommt der Großteil aus der Region Guayas und der Nachbarregion Manabi. Die Gründe für den Umzug sind facettenreich und dennoch ist allen gemein, dass die Menschen in der vagen Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lebenssituation in die Stadt wandern. Aber die Erwartung, in Guayaquil aufgrund der hohen Industriedichte leichter als auf dem Land eine Arbeit zu finden, wird häufig enttäuscht.

Guayaquil wird nach den vielen Veränderungen der letzten Jahre, dem Bau des Malecon 2000 und Malecon Salado sowie dem neuen Busbahnhof und dem Flughafen, im öffentlichen Bild als sehr modern und als eine Stadt im Aufwind mit vielen Arbeitsmöglichkeiten dargestellt. Dies weckt bei vielen MigrantInnen ein falsches Bild. Denn Personen ohne Grundkapital können sich im besten Fall Baugrundstücke an der Peripherie im Nordosten oder im Süden leisten. Das bedeutet dass sie vom modernen Leben in der Stadt ausgeschlossen sind und sich mit vielen Problemen konfrontiert sehen. Die Grundbedürfnisse der BewohnerInnen werden in diesen Gebieten kaum befriedigt und die mangelnde infrastrukturelle Anbindung an die Stadt erschwert es, eine Arbeit zu finden.

Die Familiengröße beträgt bei 60,66 % drei bis fünf Mitglieder, 22,92 % der Familien weisen einen sechs bis acht Personen-Haushalt auf und 3,43 % überschreiten die neun Familienmitglieder (vgl. Sigvogl & ROS Guayaquil 2005). Die Altersverteilung in den nordöstlichen Gebieten sieht folgendermaßen aus: 14,85 % der Bevölkerung sind unter 4 Jahren, 35,67 % ist zwischen 5 und 18 Jahren, 29,92 % ist zwischen 19 und 35 Jahren, 14,44 % ist zwischen 36 und 50 Jahren, 3,80 % ist zwischen 51 und 64 Jahren und 1,31 % ist älter als 65 Jahren (Sigvogl & ROS Guayaquil 2005).

Während der Forschung hatte ich am meisten Kontakt mit der zweiten Generation, also mit jungen Menschen, die in Guayaquil aufgewachsen sind. In vielen Fällen sind die Eltern oder zumindest ein Elternteil vor vielen Jahren nach Guayaquil gezogen. Auffällig ist die Angabe der viele Befragten, gerne in Guayaquil zu leben. Den Gedanken aus Guayaquil wegzugehen, haben die wenigsten und wenn, dann wünschen sie sich eine Übersiedlung ins Ausland, nicht aber in eine andere Stadt in Ecuador. Eine positive Einstellung gegenüber Guayaquil konnte ich vor allem bei Personen beobachten, die in intakten Familienverhältnissen leben. In diesen Fällen hatten die betroffenen Menschen große Hoffnungen durch ihre Arbeit ihren Kindern eine Ausbildung ermöglichen zu können und ihnen somit die Chance auf eine bessere Zukunft zu bieten. Junge Mütter zwischen 18 und 30 Jahren erzählten in den mit ihnen geführten Gesprächen häufig, dass sie es bereuten, ihre Schulausbildung abgebrochen zu haben und es nun ihr Ziel sei, für die gute Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen. Eine persönliche Weiterbildung oder das Nachholen des Schulabschlusses planen aber die wenigsten jungen Mütter. Eine 32-jährige Mutter von vier Kinder erzählte mir in einem Gespräch, dass sie stark daran glaubt, dass es ihre Kinder einmal besser haben werden, schließlich gehen sie in die Schule und lernen mit einem Computer umzugehen und werden mit den modernen Techniken vertraut gemacht (informelle Gespräche am 10.01.08).

5.3.2. Die Häuser in den Sektoren

5.3.2.1. Die Bedeutung des Eigenheims

Die permanente Zuwanderung von neuen BewohnerInnen in die Sektoren des Nordosten fördert den Bau von einfachen Bambusunterkünften, da diese schnell gebaut sind und doch für das tropische, heiße Klima einen relativ ausreichenden Schutz bieten. Die Bambusvariante ist mit Abstand die Häufigste im gesamten Gebiet, wobei in den älteren Sektoren auch viele Zementhäuser zu finden sind. In der Regel haben die Bambushäuser eine quadratische oder rechteckige Bodenfläche, die in den Größen variieren. Ein kleines Eigenheim zu besitzen, hatte für fast alle Befragten einen sehr hohen Stellenwert. Da die Löhne meist sehr niedrig sind (der Mindestlohn in Ecuador liegt bei 170 Dollar im Monat) und die Einkommen einer Familie oft nicht garantiert sind, bedeutet das Mieten einer Wohnung einen permanenten Risikofaktor. Die BewohnerInnen haben Angst, in schlechten Zeiten die Unterkunft wieder zu verlieren. Außerdem belaufen sich die Mieten in der Regel auf ähnliche Beträge wie die Ratenzahlungen für ein Haus. Somit besitzt das Eigenheim die größere Attraktivität und verspricht mehr Unabhängig-

keit von finanziellen Krisen. Mobilität ist in einem solchen Lebensentwurf zweitrangig. Die Wichtigkeit eines Eigenheims verdeutlicht auch der Kommentar einer Frau in einem Interview: „[...]mi casa es lejos, hay mosquitos pero ya es mio y nadie va a molestar [...]“ (Interview 1, S. 3). Diese Aussage meiner Interviewpartnerin veranschaulicht ferner die Prioritätensetzung; für das Eigenheim werden auf jeden Fall andere Nachteile in Kauf genommen. Ihr Haus ist weit draußen und sie muss weite Wege in Kauf nehmen, aber dennoch ist ihr diese Situation lieber, da das Haus ihr und ihrer Familie gehört und sie nun nicht mehr von anderen Menschen abhängig ist.

Aufgrund der schwierigen finanziellen Situationen leben Familien meist lange Zeit zusammen und der Auszug eines Mitgliedes erfolgt in der Regel erst bei der Gründung einer eigenen Familie. In diesem Falle wird auch gerne die Möglichkeit in Anspruch genommen, sein Haus auf das schon erworbene familiäre Grundstück zu stellen oder, falls Platz ist, im Haus wohnen zu bleiben. Ist dies aufgrund von Platzmangel nicht möglich, werden häufig Grundstücke gekauft, die sehr weit im Hinterland liegen, in Gebieten, die einer ländlichen Gegend ähneln. Doch die Nachteile, welche mit einem solchen Kauf einhergehen, wie z. B. fehlende Straßen und mangelnde Infrastrukturanbindung, werden für ein eigenes Haus in Kauf genommen – in der Hoffnung auf baldige Verbesserung der Lebenssituation.

5.3.2.2. Die Siedlungsstrukturen

Tendenziell sind die Häuser in Guayaquil in einer horizontalen Siedlungsweise angeordnet. Die Stadt erfährt zwar eine hohen Zuzugsraten, doch bis jetzt bietet die Peripherie um Guayaquil immer noch genügend Raum, um neue Siedlungsgebiete zu gründen. Daher haben sich bis jetzt einige Gebiete nicht so stark verdichtet wie es theoretisch anzunehmen gewesen wäre. Ein weiterer Grund, warum die Verdichtung in machen Gebieten des Nordosten bis jetzt noch nicht allzu stark fortgeschritten ist, ist die weite Verbreitung von Bambushäusern, die sich nicht zu einem Aufstocken eignen. In den älteren und stabilisierteren Vierteln im Nordosten und Süden gibt es mehr Zementhäuser und damit kann man auch einige zweistöckige Zementhäuser finden, dreistöckige findet man allerdings selten. Bei den Zementhäusern dominiert die Form des Kompakthauses, welches meist aufgrund des mangelnden Freiraums, der schlechten Belüftung und der geringen Lichtquellen keine hohe Lebensqualität verspricht. Eine beliebte Variante der günstigen Hauserweiterung in den älteren Gebieten ist die Mischform von einem Zementgrundstock und einem aufgelagerten Bambushaus. Die Materialien für den Selbstbau, welcher

fast immer zur Anwendung kommt, können bei Händlern erworben werden, deren Standort sich nach dem Bedarf der Leute richtet. Für viele Familien ist es unmöglich, alle benötigten Baumaterialien auf einmal zu bezahlen. Die meisten Händler gewähren allerdings, wenn überhaupt, nur im sehr kleinen Maße Kredite. Daher stellt es sich schwierig dar, Baumaterial für ein ganzes Haus zu kaufen. Deshalb ist für viele ein „Hogar de Cristo“-Haus, welches innerhalb von einem Tag aufgebaut und im Zeitraum von zwei bis drei Jahren abbezahlt wird, die bessere Lösung. Der Bauprozess auf Raten kann sich sonst sehr in die Länge ziehen. Dazu kommt, dass im Fall einer Bauverzögerung die bereits gekauften Materialien passend gelagert werden müssen, damit sie vom Regen nicht geschädigt oder gestohlen werden. Eine Lagerungsmöglichkeit haben jedoch die wenigsten Familien.

5.3.2.3. Die materielle Beschaffenheit der Häuser

Ein bedeutender Untersuchungsraum in der Kultur- und Sozialanthropologie, neben den Gedanken und Handlungen der Menschen, „sind die Dinge, mit denen sie in ihren Lebensraum eingreifen, um ihn ihren Bedürfnissen entsprechend zu nutzen und zu verändern“ (Feest 2003: 240). Als „materielle Kultur“ wird die Erzeugung und Verwendung von Gegenständen bezeichnet. Wichtig dabei ist das Wissen, welches mit diesen Prozessen einhergeht und welches Werte und Bedeutungen zugeteilt werden. Der Ethnologe Christian Feest erklärt weiter, dass die benützten Dinge einer Gruppe Rückwirkungen auf andere Bereiche der Lebensgestaltung haben. „Technisches Wissen, ökonomische und soziale Voraussetzungen, Vorstellungen über das Funktionieren der Welt, Anschauungen über Schönheit und Richtigkeit – all dies und mehr trägt zur Gestalt und Wirkung der von Menschen geschaffenen Dinge bei“ (Feest 2003: 242f).

In diesem Sinne werden auch die verschiedenen Bauformen häufig als die „materielle Kultur der sozialen Organisation“ (ebd.: 243) bezeichnet. So werden soziale Strukturen in der benutzten Wohnfläche und in der funktionalen Gliederung des Raums erkenntlich.

Die folgenden Kapitel setzen sich mit der „materiellen Kultur“ in den nordöstlichen Gebieten von Guayaquil auseinander und beschreiben die Materialien und Wohnstrukturen.

Das Material Bambus

Bambus wird häufig als das „Baumaterial für arme Leute“ unterschätzt (vgl. Kullmann 2008). In der Küstenregion von Ecuador ist Bambus ein weit verbreitetes Material, das bei fast jedem Hausbau besonders auch bei den Zaunkonstruktionen Verwendung findet.

Man findet Bambus in allen tropischen und heißen Klimata der Erde. Es ist botanisch betrachtet ein Grasgewächs. Dennoch besitzt Bambus eine sehr hohe Stabilität durch dessen Härte. Dadurch kann Bambus großen Druck- und Zugbelastungen standhalten. Insgesamt gibt es bis zu 1500 verschiedene Sorten Bambus (vgl. Bambusfarm 2008).

Die Form von Bambus ist rund und er ist in den meisten Fällen hohl, der Bambusstab ist in unterschiedliche Sektoren eingeteilt, die sich strukturell an der Außenfläche abzeichnen. Die Höhe von Bambusstäben ist unterschiedlich. Die härtesten Materialschichten befinden sich in den äußeren Bereichen, was für eine erhöhte Stabilität sorgt (vgl. Kullmann 2008).

Trotz dessen Härte kann Bambus recht leicht in die benötigte Größe geschnitten werden. Im unteren Bereich des Bambus hat der Stab eine feste, aber elastische Struktur, die selten bricht. Diese Kombination von Elastizität und Stärke und das leichte Gewicht bedeuten, dass Bambus sehr hohen Belastungen, z. B. bei Stürmen und Erdbeben, standhält. Aufgrund des Silikatgehalts, welcher sich in den äußeren Schichten findet, gilt Bambus als sehr widerstandsfähig gegenüber Feuer und verschiedenen Chemikalien. Des Weiteren ist Bambus, solange man es nicht über weite Strecken transportiert, sehr billig und leicht verfügbar. Auch das schnelle Nachwachsen von Bambus ist ein Vorteil. Manche Bambusarten können in 24 Stunden bis zu einem Meter wachsen. Das dicht gewachsene Wurzelwerk unterbindet zusätzlich die Boden-erosion (vgl. bambus kommt 2008).

Aber das Material weist auch negative Eigenschaften auf. Dazu zählt unter anderem seine recht kurze Lebensdauer von maximal 10-15 Jahren, die unter feuchten Bedingungen noch weiter sinkt. Der Bohrkäfer kann für den Bambus zu einer ernsthaften Bedrohung werden, da er die Rohre innerhalb von wenigen Jahren porös frisst und die Bauten so zum Einsturz bringen kann. Diesem Schädlingsbefall kann mit dem Räuchern der Bambusstangen entgegengewirkt werden.

In Guayaquil wird Bambus beim Häuserbau sehr häufig als Wandverkleidung eingesetzt. Die Rohre werden aufgefächert und auf einem Holzrahmen vernagelt, dadurch entstehen blickdichte Aussenwände. Mit der selben Technik werden oft auch Zäune gebaut. Die ganzen Bambusrohre werden hauptsächlich als Stützen verwendet z.B. bei Brückenkonstruktionen.

Das Material Holz

Das Material Holz wird in den Gebiet des Nordosten ebenfalls häufig zum Bauen verwendet. Häuser, die komplett aus Holz gebaut sind, ohne Bambuselemente, gibt es aber eher selten. Holz hat viele Vorteile und konnte sich deshalb in der Geschichte immer schon als Baustoff durchsetzen. Der natürliche Baustoff Holz ist in Guayaquil vorhanden und kann daher relativ günstig erworben werden. Des weiteren zeichnet sich Holz durch seine einfache Handhabung aus, es lässt sich leicht verarbeiten und besitzt ein relativ geringes Gewicht. Auch die hohe Biege- und Druckfestigkeit sprechen für eine Verwendung des Materials. Allerdings gibt es auch einige Nachteile, die in Guayaquil aufgrund des Klimas besonders zu tragen kommen. Holz darf zwar nass werden, benötigt aber im Anschluss eine Trockenphase, da es sonst zu arbeiten beginnt und seine Form verändert. Längere nasse Phasen schädigen das Material nachhaltig. Ebenfalls nachteilig ist die Tatsache, dass Holz ein brennbares Baumaterial ist und für den Befall von Insekten oder Fäulnis anfällig ist. Daher bedarf es eine Behandlung des Holzes mit Schutzstoffen, um die Lebensdauer und die Qualität von Holz nachhaltig zu erhöhen (vgl. Schneider/Bruckner 2008).

Das Material Zement

Die Zementhäuser in Guayaquil werden mit Betonsteinen und flüssigem Zement als Verbindungsmittel gebaut. Dabei werden immer abwechselnd eine Reihe Betonsteine und Zement übereinander geschichtet. Die Betonsteine bestehen aus einem erhärtetem Gemisch aus Zement, Gesteinskörnungen und Wasser, je nach Herstellungsverfahren kann das Gemisch noch diverse Zusatzstoffe enthalten. Der Zement ist ein Bindemittel, welches hydraulisch und feingemahlen ist. Im Gebrauch wird der Zement mit Wasser vermischt und anschließend verarbeitet. Der Aushärtungsprozess kann unter Luft aber auch unter Wasser stattfinden (vgl. Schneider/Bruckner/Kirchberger 2008). Die Beständigkeit gegen Feuchtigkeit ist für die Häuser in Guayaquil ein großer Vorteil, da die Zementhäuser die Regenzeit unbeschadet überstehen und das Material die längste Lebensdauer aufweist. Da es allerdings kein natürlicher Baustoff ist, ist er mit den höchsten Kosten verbunden und kommt damit für die armen Bevölkerungsschichten nicht in Frage.

Die Bauelemente

In den folgenden Absätzen werden die einzelnen Teile der Häuser in Guayaquil beschrieben, um die Bauweisen und verschiedenen Varianten vorzustellen.

Die Böden

Bei den direkt auf der Erde errichteten Bauten sind während der Regenzeit nicht selten die Böden überflutet, denn aufgrund mangelnder Belüftungsmöglichkeiten und der täglichen Regengüsse in den Monaten Januar bis Mai kann der Boden nicht trocknen. Somit werden Bakterien und Moskitos gefördert. Diesem Problem versuchen die BewohnerInnen mit unterschiedlichen Mitteln entgegenzuwirken. Die beste Lösung, aber auch die teuerste und daher eine eher seltene vorkommende Alternative, ist eine aus Beton gegossene Bodenplatte. Diese verhindert das Eindringen des Regens und bietet ein angenehmeres Wohnen, da der Boden sauber gehalten werden kann, die Oberfläche glatt ist und sich keine Löcher bilden. Eine weitere Lösung ist das Verlegen eines Holzbodens: in einem solchen Fall werden auf dem Erdboden Balken verlegt und auf diesen Bretter vernagelt. Diese Methode kann, wenn die Materialien ordentlich verarbeitet werden, ganz gut funktionieren, der Boden bedarf aber einer regelmäßigen Pflege. Kaputte Bretter müssen ständig ausgetauscht werden. Da dies häufig nicht geschieht, sind in länger bewohnten Häusern oft Löcher im Boden zu finden und die Hölzer zeigen erste Verwitterungserscheinungen nach den langen Regenperioden. Die verschimmelten Elemente wirken sich in der Folge sehr schlecht auf das Raumklima und die Gesundheit aus. Die einfachste Lösung, um den feuchten Bedingungen am Boden zu entgehen, ist der Bau des Hauses auf Stelzen, der auch in sehr vielen Fällen realisiert wird, vor allem in den nassen Gebieten des Nordens und den Flussgebieten im Süden. Am Fluss schlingen sich Pfahlbauten, in zwei bis drei Reihen, das Ufer entlang. Einige Häuser sind nur über waghalsig gebaute Stege erreichbar. Die Stelzenmethode hat den Vorteil, dass sie billig ist und dennoch einen soliden Schutz vor den Überschwemmungen in der Winterzeit bietet. Wenn sich die Bodenbretter abnutzen, erhöht sich jedoch schnell die Verletzungsgefahr, besonders für Kinder.

Die Wände

Bei den äußeren vier Wänden des Hauses gibt es zwei hauptsächlich verwendete Gestaltungsmöglichkeiten. Die meisten besitzen solide Rahmenkonstruktionen, die mit Bambuspaneelen überspannt sind. Eine andere Variante ist Holzbretter quer oder längs aneinander zu nageln,

was nicht immer sehr stabil ist. Falls die Betonsteine bei einem Zementhaus nicht ausreichen, werden Lücken in der Wand mit Wellblech oder mit Bambus verkleidet. Schäden in den Wänden werden oft mit einer zweiten Schicht repariert, indem man eine Plastikfolie darüber spannt oder diese mit alten Restmaterialien bedeckt. Einen Verputz der Wände findet man nur in den bereits stabilisierten Vierteln und auch dort nicht flächendeckend.

Bei den kleinen Kirchen, welche meist aus Holz sind, findet man manchmal aufwendig und kunstvoll gestaltete Wände, in deren Holzstruktur ein Muster eingearbeitet wurde.

In den konsolidierteren Vierteln stehen die Zementhäuser dicht nebeneinander, somit bleiben nur zwei Flächen, um Fenster zu platzieren. Die Standardlösung ist ein Fenster an der vorderen Front neben der Eingangstür und nach hinten findet man meist ebenfalls eine Tür und ein Fenster. Zur Straße hin ist das Fenster in vielen Fällen mit einem Holzbrett verschlossen. Eine Verglasung kann sich fast niemand leisten, deshalb werden die Fenster vergittert und von innen mit Holz verschlossen. Diese Konstruktionsweise hat den Nachteil einer sehr schlechten Durchlüftung und eines, speziell in den Wintermonaten, sehr feuchten, stickigen und gesundheitsschädlichen Raumklimas.

Die Durchlüftung der Bambushäuser ist mittels durchlässiger Wände gesichert, daher sind die wenigen Fenster ausreichend.

Farbige Anstriche finden eine hohe Beliebtheit, wenn die finanzielle Situation es zulässt. Dann werden auch die Bambushäuser mit mehreren Farben verziert und mit Blumen dekoriert. Aus Plastikflaschen und Behältern werden Blumentöpfe gebastelt und am Balkon aufgehängt, eine Hängematte wird befestigt und der Balkon mit einem Holzmuster verziert. Beginnt eine Familie mit kleinen Dekorationen, setzen sich diese Verschönerungsmaßnahmen oft fort und werden von anderen Nachbarn nachgeahmt.

Die Dächer

Die Dächer sind fast immer gleich konstruiert. Ob Zement- oder Bambushaus, das Haus schließt immer mit einem Wellblechdach ab. Der einzige feststellbare Unterschied betrifft die Art der Befestigung. Bei Familien, die in höchst prekärer Armut leben, sind die Wellblechbahnen oft nicht ordentlich vernagelt. Das Dach wird auf die Wänden und Querstreben gelagert und zur Befestigung dienen lediglich Steine, welche durch Beschweren, das Dach fixieren sollen. Derartige Konstruktionen fallen bei starkem Regen jedoch regelmäßig zusammen und gewähren keinen angemessenen Schutz.

Bei Zementhäusern gibt es einen Unterschied bezüglich der Dächer hinsichtlich der Auflagerung. Nur wenige Häuser haben einen schrägen Abschluss gemauert, auf dem das Dach befestigt werden kann. Oft endet die Zementstruktur mit einem geraden Abschluß. Die Dachschräge wird dann durch punktuelle Stützkonstruktionen gebaut. Eine beliebte Form ist es z.B. den Dachstuhl aus Holz zu zimmern, auf der Zementkonstruktion zu befestigen und darauf dann das Dach zu legen. Dadurch entstehen vielfach offene Bereiche zwischen dem Ende der Zementwände und der Dachschräge.

Die Zugänge zum Haus

Die Zugänge zu den einzelnen Häusern gestalten sich des Öfteren als schwierig, da zahlreiche Gebiete einen Teil des Jahres unter Wasser stehen oder sehr steil sind. In diesen Fällen versuchen die BewohnerInnen, sich mit Steinen oder Hölzern einen begehbaren Weg zu bauen und treppenartige Abgänge zur Stabilisation zu schaffen. Dabei entstehen immer wieder kreative und funktionale Lösungen.

Die Treppen zur Erschließung der hohen Häuser sind meist sehr simpel zusammengenagelte Holztreppen oder bestehen aus einem Bambusstecksystem, bei dem in zwei große Bambusstäbe Löcher für das Einsetzen von Querstreben geschnitten werden. Die Treppen und auch die angebauten Balkone sind nicht selten ohne ein stabiles Geländer, wodurch die Unfallgefahr steigt.

Manche Zementhäuser haben vor ihrem Haus eine kleine Terrasse mit Beton aufgegossen. Solche stabilen Konstruktionen sind jedoch eher selten zu finden.

Die waghalsigsten Konstruktionen hingegen finden sich in den Flussgebieten im Süden der Stadt. Da die Häuser oft in drei Reihen im Wasser stehen, sind Stegkonstruktionen die einzige Erschließungsmöglichkeit. Diese bestehen in der Regel aus nur zwei bis drei vernagelten Brettern oder Bambusrohren und einem wackligen Geländer.

Innenausstattung

Bei der Inneneinrichtung findet sich ein breites Spektrum an Lösungen und doch können viele Gemeinsamkeiten beobachtet werden. Kleinere Familien nehmen nicht immer eine Einteilung ihres Hauses vor, in zahlreichen Fällen wohnt die gesamte Familie in einem Raum. Werden Unterteilungen vorgenommen, dann mittels halbhoher Wände, welche aus aufgefächertem Bambus oder Karton gebaut werden.

Insgesamt wird relativ schnell ein gemütlicher Raum von den BewohnerInnen geschaffen, deren Priorität die Trennung von Schlaf- und Wohnbereich darstellt.

Viele Familien verkleiden ihre Wände auch von innen, manche verkleistern Zeitungspapier wie eine Tapete an der Wand, andere hängen Tücher auf, wieder andere ziehen es vor, nur Bilder aufzuhängen.

Als technische Einrichtung besitzt so gut wie jede Familie einen Fernseher und einen Gasherd. Oft werden zusätzlich Anschaffungen wie ein Kühlschrank und ein DVD-Player getätigt.

Solche Güter wie auch Möbel werden meist mit Hilfe von Krediten gekauft. Innerhalb der Viertel finden sich Büros von Kreditgebern, die sich optimal an die Bedürfnisse ihrer Kunden angepasst haben. Auch die Möbel kann man auf Kreditbasis erwerben. Diese werden jedoch oft auch in Eigenarbeit aus Holzresten, welche vom Häuserbau übrig blieben, gezimmert.

Die materiellen Anschaffungen legen weitere finanzielle Last auf die Schultern der HausbesitzerInnen. Nahezu alle kämpfen mit drei oder mehr Krediten – für das Grundstück, das Haus und die elektrischen Geräte. Gezielte Anschaffungen können aber auch einen Vorteil bringen, indem man sie für einen kleinen Nebenerwerb einsetzt. So nützen einige Frauen ihre Gefriertruhe zur Herstellung von Speiseeis und Eiswürfeln. Diese Konzepte können aber nur unter der Voraussetzung eines Minimums an Kapital umgesetzt werden und natürlich auch nur bis zur Sättigung des Marktes.

5.3.3. Die infrastrukturellen Bedingungen in den Sektoren

5.3.3.1. Straßen und Verkehrsinfrastruktur

Die Straßen sind zum Großteil unbefestigte Erdwege. In den legalisierten und älteren Sektoren sind die Straßen zur Haupteinschließung geteert und nur die Seitenstraßen ohne Fixierung.

Die jungen Gebiete haben hingegen oft mit sämtlichen Problemen dieser mangelnden Infrastruktur zu kämpfen. In den Straßen entstehen häufig tiefe Löcher, die durch den Regen weiter verstärkt werden, sich zu Seen ausweiten und ein Passieren nahezu unmöglich machen. Die Hitze sorgt für Erdrisse, welche dann vom Regen ausgespült/unterspült werden. Manche Nachbarschaften, besonders in Hanglagen, heben deshalb am Straßenrand Gräben aus, um den Wassermassen eine Abflussmöglichkeit zu bieten.

Der schlechte Zustand der meisten Straßen wirkt sich stark auf das Leben der BewohnerInnen aus und schränkt sie in ihrer Mobilität ein. Schlechte Straßen und der kollabierende Verkehr sorgen für enorme Behinderungen.

Häufig existiert keine oder eine nur mangelhafte temporäre Straßenbeleuchtung, welche die Wege abends zu sicheren und begehbaren Zonen machen würde. Dadurch werden die Straßen nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr benutzt, was die Bewegungsfreiheit zusätzlich einschränkt.

Sobald gute Straßen vorhanden sind, verbessern diese in hohem Maße die Lebensqualität der BewohnerInnen. Da befestigte Straßen auch in der Regenzeit benutzbar bleiben, können regelmäßiger Verkehr und Bustransport entstehen.

Ein weiterer Effekt von asphaltierten Straßen ist deren Benutzung als öffentlicher Raum. Die Leute erobern sich diesen, es bilden sich Märkte und Restaurants. Jugendliche sichern sich ihren Platz, indem sie die Straße zum Fußballspielen etc. benutzen. Dies lässt sich in den stabilisierten Vierteln häufig beobachten.

5.3.3.2. *Wasser / Abwasser*

Das Wasser wird in den nordöstlichen Sektoren nahezu ausschließlich über private Unternehmen verteilt. Diese fahren mit einem Tanker durch die Gebiete und füllen gegen ein Entgelt die Vorratsstetten auf. Nur in den legalisierten Gebieten im Süden sind Wasserleitungen erbaut worden.

Fast alle BewohnerInnen hängen bei der Versorgung mit Wasser von den genannten Tankfahrzeugen ab, die zwei bis drei mal die Woche durch die Sektoren fahren. Die Familien haben ein bis drei Wasserbehälter vor ihrer Haustür stehen, welche ca. 200 Liter fassen. In der Woche verbrauchten die von mir befragten Familien (5 Personenhaushalte) zwischen sieben bis zehn Fässer. Damit ist ihr Wasserverbrauch im Verhältnis sehr niedrig und dennoch für viele Personen eine finanzielle Belastung. Pro Füllung müssen die Familien 0,70 Centavos bezahlen, also kostet eine Familie das Wasser ca. 30 Dollar im Monat und Trinkwasser wird häufig nochmal extra gekauft, diese Summe stellt, bei einem Gehalt von 170 Dollar im Monat, eine Belastung dar. Damit ist die Wasserversorgung für die ärmeren Bevölkerungsschichten teurer als für die

BewohnerInnen der besseren Viertel, die an das Leitungsnetz angeschlossen sind⁷. Außerdem stellt die Wasserversorgung durch Tonnen ein größeres Gesundheitsrisiko dar, da das stehende Wasser schnell verschmutzt.

Durch die Abhängigkeit von den privaten Unternehmen werden abgelegene Gebiete nicht mit derselben Häufigkeit versorgt wie Gebiete mit einer hohen Absatzquote. Daher kommt es besonders zur Regenzeit zum Teil zu Versorgungsengpässen, da die Straßen von den starken Regengüssen weggespült werden und die Tanklaster in manche Gebiete nicht einfahren können. In solchen Zeiten bleiben den BewohnerInnen nicht viele Möglichkeiten, außer das Regenwasser in ihren Tonnen aufzufangen oder zu Fuß das Wasser holen zu gehen.

Eine Ableitung für das Wasser gibt es nur in wenigen Fällen, in der Regel wird das Wasser vor dem Haus entsorgt. In Hanglagen gibt es häufig ein Rinnensystem, welches das Wasser den Hang hinab transportiert. In der Nähe von einem Fluß dient dieser als Abwassersystem.

Die wenigsten Familien besitzen einen Wasseranschluss, um eine Toilette installieren zu können. Die große Mehrheit behilft sich mit kleinen gezimmerten Häuschen als Latrinen.

5.3.3.3. *Strom*

Die Anbindung an das Stromnetz funktioniert variantenreicher als die Versorgung mit Wasser.

In den älteren, zum Teil auch schon legalisierten Gebieten, ist das Netz der Stromkonzerne bereits angekommen und die Haushalte sind offiziell an das Netz angeschlossen. Sie bezahlen auch regulär dafür.

In den neueren Gebieten zapfen die BewohnerInnen die Leitungen illegal an und verlegen sich nicht selten einen Anschluss ohne Genehmigung und ohne Bezahlung. Aber diese Methode wurde von den Dirigenten als weitere Einnahmequelle entdeckt. Nun verlegen in einigen Gebieten die Leute des Dirigenten die illegalen Leitungen und verlangen von jedem Haushalt eine einmalige Nutzungspauschale von ca. 100 US-Dollar.

5.3.3.4. *Müll*

Die Müllentsorgung stellt die BewohnerInnen der Marginalviertel tagtäglich vor eine schwer zu bewältigende Aufgabe. In der Regel sind öffentliche Plätze, z. B. Straßenränder, als Sammelstellen bestimmt, welche in regelmäßigen Abständen durch die staatliche Müllabfuhr gereinigt werden. Dies passiert auch in den illegalen Vierteln, wobei die weiter abgeschiedenen

⁷Dies ist ein allgemeines Phänomen, siehe Lange (2002: 190 ff.).

Viertel weniger seltener fluktuieren werden. Dieses System hat mehrere Nachteile, denn auch der Service der städtischen Müllabfuhr bedeutet nicht, dass der Müll in Tonnen entsorgt wird, welche dann entleert werden. Der Müll wird an spezifischen Plätzen auf den Boden geworfen und dort eingesammelt. Daher erfolgt keine vollständige Einsammlung und es bleiben immer Müllreste liegen. Des Weiteren verteilt der Regen im Winter den Müll über großräumige Flächen, sodass eine vollständige Einsammlung nicht möglich ist. Außerdem gelingt es den Mülltransportern nicht immer in der Regenzeit, wie auch den Wassertransportern, in alle Sektoren vorzudringen und so muss die Entsorgung warten, bis die Bedingungen wieder besser sind. In manchen Fällen wird der Müll auch, an einem etwas abgelegenen Ort, verbrannt. Die liegenden Abfälle, von der Geruchsbelästigung abgesehen, verursachen vielfältige hygienische Probleme, denn sie ziehen Schädlinge an und sind eine Brutstätte für Bakterien und Viren. Darüber hinaus begünstigen sie die Vermehrung von Moskitos, die in tropischen Gebieten wie Guayaquil Malaria und Denguefieber übertragen. Das Müllbewusstsein ist generell nicht sehr stark ausgeprägt und das Problem tritt, im Vergleich zu den vielen anderen Schwierigkeiten, für viele Personen in den Hintergrund. Einzelpersonen bringen zwar Botschaften auf ihre Zäune an, um ihre Mitmenschen davon abzuhalten, den Müll vor ihrem Grundstück zu entsorgen, erzielen damit bis jetzt aber nur kleine Teilerfolge.

Im Süden wird das Problem mit dem Fluss Guayas gelöst. Das Resultat ist, dass dieser zum Teil an den besiedelten Gebieten derart von Abfällen verschmutzt ist, dass er sich in eine stehende Kloake verwandelt hat, die für die Menschen keine Überlebensgrundlage darstellen kann, sondern zu einem ständigen gesundheitlichen Risiko geworden ist.

5.3.4. Die sozialen Netzwerke und die Lebensumstände der BewohnerInnen

Im Untersuchungsgebiet beruht die vorherrschende Organisationsform auf der Verwandtschaft, und das Gründen einer Familie wird allgemein als sehr positiv gesehen. Die Mehrheit der Familien organisiert sich als Kernfamilie. Mehrere Generationen unter einem Dach findet man zum Teil in den älteren Gebieten, wenn die Häuser genügend Platz dafür bieten; häufig auch dann, wenn die Kinder nach gescheiterten Ehen oder Beziehungen mit ihren eigenen Kindern wieder bei den Eltern einziehen oder wenn ein Elternteil pflegebedürftig ist. Die familiären Netzwerke sind also für die BewohnerInnen von großer Bedeutung und sorgen für Sicherheit und Stabilität. Die Mehrheit der von mir befragten Personen plante ihr Haus mit Hilfe des engeren Familienkreises aufzubauen und zu erweitern. Eine junge Frau meinte dazu: „Tengo

mucho relación con mi familia con la de el casi no, pero con mi familia si! Voy a construir la casa con mi esposo, mi mami y papi y un sobrino“ (Interview 1, S.2). Auch im ökonomischen Sinne handeln Familienmitglieder oft gemeinsam, indem sie gemeinsam einen Laden führen und zusammen arbeiten oder sich gegenseitig Kontakte vermitteln. Die bereits oben erwähnte Frau erzählte mir z.B. dass sie lange Zeit mit ihrer Mutter im selben Haus als Hausmädchen gearbeitet habe. Des öfteren erzählten mir die Frauen auch, dass sie nach dem Scheitern ihrer Beziehungen wieder zu den Eltern zurückgegangen seien. Dies ist zwar zumeist nur eine Übergangslösung, aber dennoch eine gute Option, um eine akzeptable Wohnsituation schnell zu schaffen.

Ein Kernproblem der Organisation in Kleinfamilien ist, dass die Partnerschaften oft nicht stabil sind. Es kommt zu zahlreichen Trennungen zwischen Ehepartnern. Die geschiedenen Partner gründen in Folge meist eine neue Familie mit ihren neuen Lebenspartnern. Die Tatsache, dass Beziehungen heutzutage meist nur für einen bestimmten Lebensabschnitt andauern, nicht selten dazu, dass viele Frauen ihre Kinder unter prekären Bedingungen allein groß ziehen müssen. Andererseits führen die Trennungen in vielen Fällen zu einer Verschärfung der Armut. In der Regel baut sich eine junge Familie ein eigenes kleines Haus und nimmt dafür einen Kredit auf. Nach der Trennung können die gemeinsam aufgenommenen Schulden nicht mehr gemeinschaftlich abgetragen werden, wobei sich oft aus diesem Grund ein Streit über die Zuständigkeit entfacht. Auf der anderen Seite gibt es auch Fälle, in denen an eine Weiterführung der Ehe nicht zu denken ist, da die Frauen häuslicher Gewalt ausgesetzt sind. Der verbreitete Machismo wirkt sich negativ auf die Beziehungen aus. Viele Frauen flüchten vor ihren Männern aufgrund der schlechten Behandlung. Eine „Hogar de Cristo“-Mitarbeiterin beschrieb die Situation folgendermaßen: „Los derechos de mujer faltan mucho, hay muchos sectores donde todavia la mujer es maltratado por el hombre“ (Interview 4, S. 3). Während meiner Besuche lernte ich eine junge Frau mit vier Kindern kennen, die sehr unter ihren zwei ehemaligen Ehemännern und einem fehlenden Netzwerk litt. Ihr erster Ehemann hatte sie und ihre Kinder schwer misshandelt, deshalb hatte sie ihn verlassen. Mit ihrem neuen Partner wiederholte sich das gleiche Schicksal, und so zog sie zu ihrem Onkel, welcher wiederum häufig ein aggressives Verhalten gegenüber den Kindern zeigte. Ihre Situation verbesserte sich schlussendlich, als sie in ein eigenes Haus von „Hogar de Cristo“ zog und von ihrer Mutter finanziell unterstützt wurde.

Machismo ist ein weit verbreitetes Phänomen, das junge Beziehungen oft belastet. Allgemein werden die traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenverteilungen von beiden Seiten kritisch anerkannt. Die Männer schreiben den Frauen häusliche Tätigkeiten und die Kindererziehung zu, die Frauen hingegen suchen mit einer Ehe oft eine finanzielle Sicherheit. Eine

„Hogar de Cristo“- Mitarbeiterin erzählte mir, dass Frauen den Männern immer noch die Ernährerrolle zuschreiben. Für die Frauen sei die mangelnde finanzielle Versorgung der Familie ein Grund, den Mann zu verlassen: „creen que la solución es cambiar el esposo [...] pero con cada marido es lo mismo porque los hombres no tienen trabajo“ (Interview 5, S. 2).

Fehlende familiäre Netzwerke stellten sich in mehreren von mir beobachteten Fällen als Problem heraus. Ein solcher Fall ist der einer älteren Frau, welche von Hogar de Cristo ein neues Haus gespendet bekommen hatte, nachdem ihr altes Haus baufällig geworden war. Diese Frau, welche zuvor versucht hatte, ihre Nachbarn und ihre Kinder dazu zu motivieren, ihr beim Aufbau zu helfen, hatte dabei keinen Erfolg gehabt. Ihre eigenen Kinder, die weit von ihrem Wohnort entfernt leben, konnten oder wollten nicht kommen und die Nachbarn fühlten sich nicht zuständig. Nachdem die Hauselemente letztlich mehrere Wochen auf dem Grundstück gestanden hatten, kamen freiwillige Helfer, die beim Hausaufbau halfen.

Dieses Beispiel zeigt anschaulich, wie sich das Mobilitätsproblem auf die sozialen Netzwerke negativ auswirken kann. In den von mir geführten Gesprächen tauchte mit relativer Häufigkeit dieses Problem auf. Dazu kommt, dass die BewohnerInnen sich durch die fehlende bzw. schlechte Infrastruktur, welche sich in der Regenzeit noch stärker bemerkbar macht, eingeschränkt fühlen.

Generell litt der Großteil der Bevölkerung Anfang des Jahres 2008 beträchtlich unter dem überdurchschnittlich intensiven Regen des Winters. Viele Wege waren zerstört worden, Häuser stürzten ein und zahlreiche andere Schäden wurden angerichtet. Dadurch wurde die Mobilität von vielen Personen weiter eingeschränkt. Und oft fielen in den Gesprächen Sätze wie: „por el invierno es difícil salir (...) ahorita con el agua casi no salga [...]“ (Interview 1, S. 1).

Eine langjährige Mitarbeiterin von Hogar de Cristo führte ebenfalls die mangelnde Mobilität als eines der Hauptprobleme für die BewohnerInnen der Sektoren an: „Por nosotros usuarios lo mas difícil es a veces irse a un lugar a otro como por ejemplo de su sector acá a la oficina. Muchos de ellos no vienen porque no tienen por el transporte, porque si tienen por el transporte no tendran para comer y es difícil venir por aquí porque a veces tienen que recoger dos buses [...]“ (Interview 4, S. 2). Dazu kommt, dass die BewohnerInnen des Viertels aufgrund der für sie hohen Fahrtkosten (0,25 Centavos pro Fahrt) zum Teil nicht alle notwendigen Fahrten zurücklegen können. Oder sie verbringen sehr viel Zeit mit den Busfahrten, weil sie, um Fahrtkosten zu sparen, das Umsteigen, das zum Teil den Weg stark verkürzen würde vermeiden müssen. Die Mobilität ist also nicht selten eine Kostenfrage. Daher sind die Menschen in die-

sen Vierteln bei der Jobsuche oder beim Einholen von Hilfestellungen, stark benachteiligt. Lösungen, um die Mobilität zu steigern, gibt es kaum, denn für die abgelegeneren Gebiete ohne befestigte Straßen stellen die Busse das einzige Transportmittel dar.

In einigen Fällen bei von mir befragten Menschen führte die Lage eines neugekauften Grundstückes in einem abgeschiedenen Gebiet zu einem gravierenden Mobilitätsproblem und damit zu Streitigkeiten zwischen den Ehepartnern. Die Frauen hätten in den meisten Fällen lieber zentraler gewohnt, da sie um ihre Bewegungsfreiheit fürchteten. Aus ökonomischen Gründen fällt die Entscheidung am Ende aber doch immer für den billigeren Grundstückspreis positiv aus auch wenn das Grundstück sehr abgelegen ist. Dies führt dazu, dass die Menschen den Kontakt zu ihrem bisherigen Umfeld verlieren und sie neue Netzwerke aufbauen müssen, was im Allgemeinen lange dauert und schwierig ist. Dadurch steigt die allgemeine Unzufriedenheit mit den Lebensbedingungen schnell und es häufen sich oft Klagen über die neue Nachbarschaft. Eine Frau beschwerte sich in einem Interview offen über ihre Nachbarn: „Por donde yo vivo la gente no se ayudan, se pelean [...] (Interview 2, S. 1). In den stabilisierteren und älteren Vierteln gibt es solche Probleme kaum, da die Nachbarn sich länger kennen und Vertrauen zueinander haben.

Ein weiteres Problem, welches von den BewohnerInnen immer wieder angesprochen wurde, waren die Wohnumstände in der Regenzeit, welche durch permanente Feuchte und viele Moskitos geprägt ist. Alle BewohnerInnen sind sich der Gefahren von Denguefieber und Malaria bewußt. Eine junge Mutter führte dieses Problem mit Nachdruck an: „Mi problema ahorita es el agua! Hay bastante lodo y bastante mosquitos, en todo lado hay mosquitos“ (Interview 1, S. 1)

Ein unregelmäßiges Einkommen belastete viele Familien stark. Es mangelt an Möglichkeiten, Arbeit zu finden bzw. einer geregelten Arbeit nachzugehen. Dieser Umstand bringt die Familien in Bedrängnis, denn den meisten von ihnen fällt es unter solchen Umständen schwer, ihre laufenden Kosten zu zahlen. Dieser Druck erhöht sich, wenn die Kinder ins schulreife Alter kommen, da für jedes Kind eine Schulgebühr von ca. 5 Dollar bezahlt werden muss und weitere Kosten für Materialien anfallen. Eine junge Mutter, deren Kinder in den nächsten Jahren schulreif werden, äusserte deshalb den dringenden Wunsch, selbst wieder arbeiten zu gehen, da ihr Mann nur temporär Arbeit hat: „...las ninos van a entrar a clases y a veces el trabaja, pero otra veces no trabaja (...) yo tambien puedo ir a trabajar“ (Interview 1, S. 2).

Ein anderes weitreichendes Problem im Nordosten ist der Mangel an öffentlichen Plätzen und gemeinsamen Aktivitäten, die helfen könnten, ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen und größere soziale Netzwerke aufzubauen. Besonders in Gebieten, die unter dem Einfluss von Dirigenten stehen und somit eine soziale Kontrolle vorhanden ist, sind alle Bemühungen um eine funktionierende soziale Organisation zu etablieren, zum Scheitern verurteilt. So wird für die Lösung der alltäglichen Probleme viel Kraft aufgewendet und viele Menschen glauben nicht mehr daran, dass sie eine Verbesserung ihrer Lebensumstände erreichen können. Eine Mitarbeiterin von Hogar de Cristo sagte dazu: „Hay gente que no quieren salir a luchar por un mundo mejor, por un ideal. Porque antes de eso uno tiene que primeramente preparar a la familia [...] pero de que vale si ellos salgan a protestar? A veces no son escuchados porque solamente son intereses politicos creados de estas personas que van a los sectores solo por campana [...] Hay gente que habian salido a protestar pero eso quedo una simple protest [...] Estos politicos trabajan por un ideal propio no por un ideal de los demas [...] siempre llenan su bolsio [...]“ (Interview 4, S. 3). Hier kommt deutlich zum Ausdruck, dass die Versorgung der Familie das Wichtigste ist. Viele Menschen haben das Gefühl der Ohnmacht, da Proteste häufig keine Erfolge zeigten, weil die Politiker letztendlich doch nur für ihre eigenen Ziele arbeiten würden. Die Hilflosigkeit, die hier zum Ausdruck kommt, das Misstrauen in die Politik und der Glaube, dass sich an der Gesamtsituation auch durch gemeinschaftliche Zusammenschlüsse nichts ändern lässt, bemerkte ich in vielen Gesprächen. Bei der Frage, was sich ändern müsste, bekam ich als häufigste Antwort ein „no se!“.

5.3.5. *Die Produktionstätigkeiten der BewohnerInnen*

In den von mir während meiner Feldforschung besuchten Familien gingen die Männer am häufigsten Berufen in den Bereichen des Baugewerbes, des Sicherheitsgewerbes und diverser Serviceangebote, wie z. B. dem Verkauf von Putzmitteln, Süßigkeiten etc., nach. In den Fällen, in denen das Einkommen des Mannes ausreichend war, blieben die Frauen oft zu Hause und kümmerten sich um den Haushalt und die Kinder. Häufig gingen sie aber auch Servicediensten nach, wie dem Wäschewaschen, einer Tätigkeit als Hausmädchen oder ebenfalls dem Verkauf von diversen Produkten, oft auch selbst hergestellten Lebensmitteln, etc. Der gesetzliche Mindestlohn in Ecuador liegt bei 170 Dollar pro Monat, dieser ist nur gewährleistet, wenn die Menschen einer regulären Anstellung nachgehen. Viele Menschen finden jedoch nur im infor-

mellen Sektor eine Arbeit und werden wesentlich schlechter bezahlt. Hausmädchen werden z.B. häufig nur mit 120 Dollar pro Monat entlohnt und auch Personen die eine Ware verkaufen müssen, um zu verdienen, erwerben meist weniger als 170 Dollar.

Sind spezielle Fähigkeiten wie z.B. ein Handwerk vorhanden, kann sich die Situation der Menschen recht schnell verbessern. Eine Frau, die ich mehrfach besucht habe, konnte sehr gut schneidern. Sie war wegen Misshandlungen vor ihrem Mann geflohen und aus dem Umland von Guayaquil in die Stadt gezogen. Zuerst wohnte sie zur Miete in einem Bambushaus. Doch bereits nach 4-5 Monaten hatte sich ihre kleine Schneiderei so weit etabliert, dass sie sich mit dem selbst verdienten Geld ihr eigenes Haus von „Hogar de Cristo“ auf Raten kaufen konnte. Ihr großer Vorteil war der Besitz einer Nähmaschine. Sie hatte also ein Grundkapital, mit dem sie geschickt haushielt. Während meiner Forschung traf ich allerdings mehrmals auf Frauen, die zwar auch ein Handwerk beherrschten, denen es jedoch an Geld mangelte, um eine erste Investition zu tätigen.

Viele BewohnerInnen führen ein kleines Geschäft von zu Hause aus, in dem die ganze Familie mitarbeitet. Es handelt sich dabei um einen kleinen Lebensmittel- oder einen Schreibwarenladen, etc. Diese Läden werden oft zum zentralen Familientreffpunkt und fungieren auch als Aufenthaltsraum. Sehr beliebt ist z. B. der Verkauf von Eis. Viele Frauen, die eine Gefriertruhe besitzen, füllen Wasser in kleine Plastiksäcken ab und verkaufen die Eisblöcke in der Nachbarschaft. Diese Geschäftsidee war in den meisten Gebieten wo ich unterwegs war weit verbreitet und brachte wegen der Konkurrenz meist nicht genug Geld ein. Des Öfteren konnte man auch Friseurläden oder Kosmetiksalons finden, die mit ganz einfachen Mitteln im Untergeschoss eines Hauses eröffnet worden waren. Der Wunsch, ein kleines Geschäft zu eröffnen, tauchte immer wieder in Gesprächen auf: „Si hay dinero o alguien presta me, pienso en una tienda [...]“ (Interview 2, S. 1). Viele Frauen sehen in einem Laden auch die Möglichkeit, von zu Hause aus zu arbeiten, somit wird es für sie leichter Erwerbstätigkeit und Familie zu vereinen und lange Fahrten zu vermeiden.

In den Fällen, in denen das Grundkapital fehlte, um ein Unternehmen zu eröffnen, wurde oft ein Mikrokredit von „Hogar de Cristo“ in Anspruch genommen. Diese Förderung bezieht sich speziell auf die Frauen, da diese besonders von der Armut betroffen sind.

Einigen Gruppen von Frauen ist es gelungen, mit einem Mikrokredit kleine Läden aufzubauen. In diesen verkaufen sie Kleidung, Milch, Bier etc.. Der Erfolg bei dem Aufbau eines Geschäftes hängt davon ab, ob in dem Gebiet genügend KäuferInnen vorhanden sind und häufig kommt es auf eine innovative Geschäftsidee an. Entscheiden sich mehrere Frauen für den Ver-

kauf von Milch, kommt es aufgrund des kleinen Absatzgebiets zu einem Überangebot und die Frauen können keine großen Gewinne erwirtschaften. Sehr wichtig in Bezug auf die Mikrokredite ist es, dass die Frauen im Laufe des Projekts auch einen Bildungsprozess durchlaufen. Sie müssen sich in der Gruppe organisieren und gemeinsame Lösungen erarbeiten; falls eine der Frauen ihren Mikrokredit nicht zurückbezahlen kann, müssen die anderen sie unterstützen. Die Zusammenarbeit und die Weiterbildungsangebote von „Hogar de Cristo“ zeigen den Frauen neue Möglichkeiten auf, welche ihnen helfen, zukünftig ein ausreichendes Gehalt zu erwirtschaften. In dieser Hinsicht kann von mehreren erfolgreichen Beispielen berichtet werden. Eine Frau, welche ich während meiner Feldforschung besuchte, gelang es nach einem Backkurs bei „Hogar de Cristo“ eine kleine Bäckerei in ihrem Haus zu eröffnen und sie konnte daraus ein ausreichendes Einkommen für ihren Sohn und sich selbst erwerben. Eine Frauengruppe entschied sich für die Herstellung von Sojamilch und die Weiterverarbeitung der Milch zu Joghurt, Käse etc. Diese Frauengruppe, die beim Mikrokreditprogramm teilnahm, hat über „Hogar de Cristo“ Kontakt zu einer Sojamilchfirma bekommen. Diese lieferte ihnen zu guten Konditionen Sojamilch.

Durch solche Programme werden den Frauen neue Möglichkeiten aufgezeigt. In den Gebieten des Nordostens herrscht eine große Perspektivlosigkeit, die Jobangebote sind sehr spärlich und häufig findet sich eine Erwerbsmöglichkeit nur im informellen Sektor, wo keinerlei Sicherheit herrscht. Daher sind soziale Programme, welche die Erwerbsmöglichkeiten erweitern, sehr sinnvoll und notwendig, um die Lebenssituationen nachhaltig zu verbessern.

5.3.6. *Die Lösungsansätze von „Hogar de Cristo“: Der Häuserbau und weitere Projekte.*

Aufgrund von fehlenden regulären Interventionen in den marginalisierten Gebieten von Guayaquil sind vor allem Nichtregierungsorganisationen in diesen Gebieten tätig. Diese versuchen die Lebenssituation der Menschen im Nordosten und im Süden der Stadt zu verbessern. Am Beispiel der Organisation „Hogar de Cristo“ werde ich im folgenden Kapitel mögliche Interventionen darstellen. Die Projekte sind sehr stark auf die Erfüllung der Grundbedürfnisse der BewohnerInnen ausgerichtet. „Hogar de Cristo“ hat einen großen Einfluss in den marginalisierten Gebieten der Stadt. Viele BewohnerInnen sind mit der Organisation in Kontakt gekommen, einige von ihnen beziehen ihr Netzwerk über die Strukturen der Organisation.

5.3.6.1. *Ein Hogar de Cristo-Haus*

„Hogar de Cristo“ unterstützt seit 36 Jahren die marginalisierte Bevölkerung Guayaquils im Häuserbau. Dieser Prozess hat sich im Laufe der Jahre sehr professionalisiert.

„Hogar de Cristo“ hat aufgrund der langen Zeit der Tätigkeit einen sehr hohen Bekanntheitsgrad unter den BewohnerInnen der marginalisierten Gebiete. Daher wissen viele Personen schon recht genau über die Arbeitsweise von Hogar de Cristo Bescheid, bevor sie überhaupt an einer Informationsveranstaltung im Büro teilgenommen haben. Des Öfteren fragen Interessierte aber auch direkt bei den SozialarbeiterInnen nach, wenn diese durch die Sektoren fahren und Informationsmaterial verteilen.

Die Personen, welche die Absicht haben, ein Haus zu bauen, müssen jedoch zum Büro von „Hogar de Cristo“ kommen. Dort erhalten sie zuerst die Basisinformationen darüber, welche Unterlagen benötigt werden, um in das Programm aufgenommen zu werden. In einem zweiten Schritt wird mittels eines Interviews auf die persönliche Situation eingegangen.

Folgende Bedingungen müssen erfüllt sein, damit der Hausbau eingeleitet werden kann:

- Ein Baugrundstück muss vorhanden sein, das dem/r Antragsteller/in oder einem Familienmitglied gehört. Dieser Besitz muss nachgewiesen werden und ein Ausweis vorgelegt werden. Falls der/die Besitzer/in des Grundstückes ein/e andere/r ist als die/der des zukünftigen Hauses, muss eine Kopie des Ausweises gebracht werden;
- Die Geburtsurkunde oder der Impfpass der minderjährigen Kinder ist vorzulegen;
- Ein Bürge muss vorhanden sein, der nicht jünger als 23 Jahre und nicht älter als 65 Jahre sein darf. Er muss lesen und schreiben können.

Nach Vorlage aller benötigten Unterlagen wird ein Interview durchgeführt, in welchem die privaten Daten, wie Name, Alter, Familienstand und Kinderanzahl, abgefragt werden. Die finanzielle Situation und die monatlichen Einnahmen werden erhoben, aber auch die derzeitige Wohnsituation sowie die Krankheiten in der Familie. Diese Daten sind von Bedeutung, da das Haus nicht zu einem Einheitspreis vergeben wird. Der reguläre Preis liegt derzeit bei ca. 650 US-Dollar. Bei einem Fall von besonderer Bedürftigkeit wird nicht der ganze Betrag eingefordert, sondern ein geringerer angesetzt. Bei Fällen von extremer Armut besteht auch die Möglichkeit, das Haus gespendet zu bekommen, nachdem das „Sozialkomitee“ über die Bedürftigkeit entschieden hat.

In diesem Fall helfen Freiwillige beim Hausbau und die Familie erfährt eine weitere Nachbetreuung, um sicherzustellen, dass sich ihre Situation verbessert. Ein Haus kann auch im Nachhinein gespendet werden, wenn sich herausstellt, dass es der Familie wirklich nicht möglich ist, ihre Raten zu bewältigen. Dies passiert, wenn z. B. ein Familienmitglied seinen sicher geglaubten Job verliert.

Die Normhäuser von Hogar de Cristo prägen die Marginalsiedlungen sehr stark, da sie eine bezahlbare und schnelle Lösung für die BewohnerInnen bedeuten und daher immer mehr zum Einsatz kommen.

Gefertigt werden die Häuser aus Holz und Bambus. Die Normalgröße des Hauses besteht aus einer Bodenfläche von 4,80 m auf 4,90 m und hat somit 23,52 Quadratmeter. Bei Platzmangel auf dem Grundstück kann diese Standardform auch halbiert werden.

Die Häuser werden inzwischen nur noch auf Stelzen geliefert. In den Anfangszeiten wurden die Wandpaneele auch direkt auf den Boden gebaut, dies stellte sich jedoch aufgrund des feuchten Klimas als ungünstige Lösung heraus, da die Haltbarkeit der Häuser sich dadurch stark verminderte. Heute können die Menschen zwischen hohen und niedrigen Häusern wählen, wobei die hohen Stelzen eine Höhe von 3,2 m haben und die niedrigen von 1,5 m. Die Wahl richtet sich nach dem Standort und den Benutzungsabsichten. In sehr feuchten Gebieten, die bei starken Regenfällen oft überschwemmt werden, sowie bei dem Wunsch, Tiere unter dem Haus zu halten, oder einen weiteren Wohnraum unterhalb des Hauses zu bauen, fällt die Wahl auf die hohen Stelzen.

Auf den neun Pfählen werden Querstreben vernagelt, und auf diese die Bodenbretter befestigt. Manchmal wird eine stabilere Holzspanplatte als Boden gewählt. Diese haltbarere und sicherere Variante wird selten verbaut, da dadurch die Kosten für das Haus steigen.

Die Wände bestehen aus einem Holzrahmen mit Querverstrebungen, auf denen aufgefächerte Bambusplatten befestigt werden. Die Seitenflächen mit den Dachschrägen sind geschlossen und die quadratischen Elemente bilden die Vorderfront mit einer Tür und einem Fenster. In der Hinterfront sind zwei Fenster eingebaut. Die Öffnungen sind mit Holzelementen, welche mit Scharnieren befestigt werden verschließbar. Die Wandpaneelen liegen direkt auf dem Boden und sind miteinander vernagelt. Auf den Wandpaneelen werden Querstreben angebracht, die in der Mitte des Hauses mittels einer Holzstütze stabilisiert sind. Auf diese Querstreben werden die Wellblechbahnen des Daches genagelt.

Das gesamte Haus besteht also aus Holzpfehlern, Holzbrettern, Bambuselementen und Wellblechen. Die Elemente sind miteinander vernagelt und werden so zu einer stabilen Behausung. „Hogar de Cristo“ liefert ein solides Grundelement, welches aber durchaus dazu gedacht ist, von seinen BewohnerInnen erweitert zu werden. Die Treppenkonstruktion wird den BewohnerInnen selbst überlassen. Viele beginnen sehr schnell mit dem Anbau eines Balkons, einer Verwendung des unteren Bereiches oder einfachen Verschönerungsmaßnahmen. Dabei handelt es sich oft um einen Farbanstrich oder Blumendekorationen.

Von „Hogar de Cristo“ werden die BewohnerInnen aufgefordert, ihr Haus zu pflegen und regelmäßig mit einem Holzschutz zu streichen. Dies erhöht die Lebensdauer der Häuser um ein Vielfaches. Ob die BewohnerInnen dieser Aufforderung nachkommen oder nicht, hängt von ihrer finanziellen Situation ab. Vielen fällt es schwer, regelmäßig in ihr Haus zu investieren.

Da die Lebensdauer eines Hauses aufgrund des extrem feuchten Klimas im Schnitt kaum 10-15 Jahre überschreitet, hat ein italienischer Architekt für „Hogar de Cristo“ ein Konzept entwickelt, in dem er sich speziell mit den Schwachstellen der Häuser auseinandergesetzt hat. Die Holzstützen ersetzte er punktuell durch Zementstützen im Boden. Für die Pfehle, auf denen das Haus ruhte, verwendete er Bambusrohre, die ebenfalls mit Zement gefüllt waren. Der Boden erfuhr eine Verbesserung, indem eine dünne Zementplatte aufgegossen und mit Bambus verkleidet wurde. Dies sind sehr einfache Maßnahmen, die die Schwachstellen gezielt beseitigen und den Häusern eine längere Lebensdauer verschaffen könnten. Jedoch wurde dieser Entwurf bis jetzt nicht übernommen, da diese Maßnahmen die Häuser verteuern und den Aufbau der Häuser in die Länge ziehen, da die Zementfundamente trocknen müssen.

Daher versucht es „Hogar de Cristo“ vorerst weiter mit gezielten Anleitungen. Auf Handzetteln und in Kurzfilmen wird den BewohnerInnen beigebracht, wie sie ihre Häuser Stück für Stück erweitern und stabiler gestalten können. Im Idealfall bauen die BewohnerInnen ihr unteres Geschoss mit einer Ziegelsteinstruktur aus, die sich innerhalb des Holzrahmens befindet. Bei dieser Variante bestehen viele Möglichkeiten um Öffnungen zu schaffen und so eventuell, einen kleinen Laden oder Ähnliches einzubauen. Einige bauen das untere Stockwerk aus, indem sie über die Holzstützen eine Wandverkleidung aus Brettern nageln. Dies bietet einen soliden Wetterschutz, jedoch ist die Haltbarkeit meist eher gering, da die dauerhafte Feuchte in den Wintermonaten die Bretter schnell angreift. Ob Zementunterbau oder Holzunterbau, immer ist die Belüftung mangelhaft. Daher eignen sich diese Unterbauten nur schlecht als Wohnraum.

„Hogar de Cristo“ bietet aber auch Zementhäuser zum Verkauf an. Diese stellen eine stabilere und dauerhaftere Alternative zum Bambushaus dar. Allerdings können sie nur von den Wenigsten in Anspruch genommen werden. Die Kosten für das Zementhaus liegen bei ca. 3.600 Dollar. Darüber hinaus werden die Zementhäuser nur dann vergeben, wenn ein Grundstück in der Ebene nachgewiesen werden kann. Das Haus an sich besteht aus einem Zementboden und einer mit Ziegelsteinen ausgefächerten Stahlkonstruktion, die mit einem Wellblechdach abschließt. Die Tür ist aus massivem Blech. Das Fenster ist bereits vergittert, was den Sicherheitsbedürfnissen des Gebietes entspricht.

Diese planerischen Eingriffe von „Hogar de Cristo“ im Nordosten und Süden von Guayaquil haben in den langen Jahren der Tätigkeit ihre Spuren hinterlassen. Die mit Nummern gekennzeichneten Häuser haben die Sektoren geprägt. In Abbildung 5 (siehe S. 57) kann man sehen, wie verbreitet die Häuser sind: jeder rote und blaue Punkt stellt ein „Hogar de Cristo“- Haus dar. Fährt man durch die Sektoren, kann man an jeder Ecke ein Haus von Hogar de Cristo finden. Die BewohnerInnen der Viertel haben großes Vertrauen in die Organisation und nehmen die angebotene Unterstützung gerne in Anspruch.

5.3.6.2. *Ziele von Hogar de Cristo*

Der Hausbau ist eine der sichtbarsten Tätigkeiten von „Hogar de Cristo“. Eine besondere Schwerpunkt in der Arbeit von „Hogar de Cristo“ liegt aber auch auf der Geschlechtergleichheit und den Menschenrechten. Da Frauen am stärksten von der Armut betroffen sind, werden sie von „Hogar de Cristo“ mit den Programme besonders gefördert. Die Eigentumstitel der Häuser, welche von der Organisation zu bestimmten Konditionen verkauft werden, werden auf die Namen der Frauen ausgestellt, damit sie im Falle einer Trennung dennoch ein zu Hause für sich und ihre Kinder haben. Die Mikrokredite werden ebenfalls hauptsächlich an Frauen vergeben.

Grundprinzipien bei „Hogar de Cristo“ sind Ehrlichkeit, Transparenz und Verantwortung, diese sollen bewusst gefördert werden und in unterschiedlichen Arbeitsbereichen umgesetzt werden. „Hogar de Cristo“ verfolgt vier unterschiedliche Programme:

1. Wohnprogramme: Zu günstigen Konditionen werden den Armen in den marginalisierten Vierteln Häuser, welche sich innerhalb kürzester Zeit aufbauen lassen und eine feste Unterkunft bieten, angeboten. Das Vorgehen zeitigt bereits Erfolge, denn an der ecuadorianischen Küste stehen bereits mehr als 130.000 Häuser von Hogar de Cristo. Dieses Programm war für meine Feldforschung besonders wichtig (siehe hierzu 5.3.6.1).

2. Einkommenssicherung: „Hogar de Cristo“ vergibt Mikrokredite an Frauengruppen, um ihnen die Möglichkeit eines sicheren Einkommens zu bieten und ihre Unabhängigkeit zu stärken. Begleitend werden Workshops und Trainings angeboten, die den Frauen verschiedene Geschäftsideen näher bringen, besondere Fertigkeiten lehren und sie mit wirtschaftlichem Haushalten vertraut machen.

Dieses Programm ist noch relativ jung. Seit sechs Jahren versucht man mit diesem Ansatz den Frauen eine sichere Einkommensquelle zu ermöglichen. Bedingungen für die Teilnahme sind: Die Frauen müssen mindestens ein Kind haben und in einer bedürftigen Situation leben. Frauen, die bereits in einem „Hogar de Cristo“-Haus leben, werden bevorzugt und müssen ein großes Interesse daran haben, ein Geschäft zu eröffnen. Sind diese Bedingungen erfüllt, müssen sich die Frauen in einer nachbarschaftlichen Gruppe von mindestens 6 Personen zusammenschließen und innerhalb dieser eine Präsidentin wählen. Die Bank verlangt keinen weiteren Bürgen, da die Gruppe als Bürge gilt. In welches Geschäft die Frauen investieren möchten, bleibt ihnen selbst überlassen. Bis 2006 haben bereits 9.505 Frauen von diesem Programm profitiert und von diesen investierten 72,09 % in den Verkauf von diversen Dingen, z. B. Lebensmitteln, Kleidung etc., 23,86 % konzentrierten sich auf die Produktion von Milchprodukten, Rucksäcken etc., 4,05% gehen einer Dienstleistung nach.

3. Bildung: „Hogar de Cristo“ bietet Tagespflegeheime für Kinder an, eröffnet Schulen und unterstützt bedürftige Kinder mit Schulmaterialien und Kleidung. Insgesamt wurden in diesem Rahmen elf Ganztageshorte organisiert, 3 Schulen mit fester Baustruktur gebaut und 15 weitere mit Bambusmaterialien errichtet. 23.000 Kinder konnten in den letzten 3 Jahren mit den Förderungen von „Hogar de Cristo“ erreicht werden.

Zahlreiche Erwachsene konnten ihre zweite Bildungsstufe dank den Bildungsangeboten von „Hogar de Cristo“ nachholen oder ein weiterführendes Hochschulstudium, welche durch eine Kooperation mit der Universidad Equinoccial del Ecuador ermöglicht wurde absolvieren. Dadurch erhöhten sie ihre Berufsaussichten.

4. Gesundheit: Hogar de Cristo bietet vorsorgende Gesundheitsbetreuung und akute medizinische Behandlung an. Dies bedeutet, dass z. B. Kurse angeboten werden, die den Gebrauch von und den sorgfältigen Umgang mit Wasser verdeutlichen, oder Workshops über AIDS. Des Weiteren werden Workshops, die über familiäre Gewalt aufklären abgehalten. Sowohl Kinder wie auch Erwachsene können psychologische Hilfe in Anspruch nehmen.

Ein neues Projekt wird noch in diesem Jahr beginnen. Ein Frauenhaus soll aufgebaut werden, um misshandelten Frauen Unterkunft und Hilfe bieten zu können. Mit diesen Ansätzen bietet „Hogar de Cristo“ den BewohnerInnen der marginalen Sektoren in den Küstengebieten Ecuadors umfangreiche Hilfestellungen.

5.3.7. Zusammenfassung

Im Kapitel 5 wurden die ausführlichen Ergebnisse der Feldforschung, die ich von Januar 2008 bis März 2008 in der Stadt Guayaquil durchgeführt habe, dargestellt. Die räumlichen und sozialen Strukturen der Stadt wurden dabei aufgezeigt. Guayaquil ist von Segregationsprozessen stark geprägt, ärmere und reichere Bevölkerungsgruppen leben in getrennten Bereichen. Dazwischen entstehen nur wenige gemeinsame Schnittpunkte. Diese Tendenz führt zur Ausgrenzung großer Bevölkerungsgruppen. Schwerpunkt der Feldforschung waren die stark marginalisierten und vom öffentlichen Leben ausgegrenzten Gebiete im Nordosten der Stadt. In meinen Ausführungen beschreibe ich, wie die Vergabe von Grundstücken organisiert wird und nach welchen Kriterien die weitläufigen Gebiete parzelliert werden. In diesem Prozess sind die sogenannten Dirigenten des jeweiligen Gebietes bestimmend. Diese eignen sich Landstriche an, unterteilen die Grundstückseinheiten und verkaufen diese an die BewohnerInnen des Nordostens. Die Dirigenten handeln nach kommerziellen Gesichtspunkten und erzielen durch den Verkauf von Landeinheiten hohe Gewinne. Darüber hinaus reicht ihr Einfluss häufig bis in die Machtstrukturen der Politik, sowie weit in die soziale Organisation der BewohnerInnen hinein (siehe Kapitel 5.2.2).

Zur Darstellung der Lebensverhältnisse wurden die Bauvarianten und die materielle Beschaffenheit der Häuser untersucht und analysiert. Der Besitz eines eigenen Hauses hat einen sehr hohen Stellenwert. Für viele Familien ist es ein dringender Wunsch, ein Haus zu besitzen, um unabhängig von anderen Personen zu werden. Die Bauvarianten sind aufgrund der Materialkosten eingeschränkt. Der Großteil der Häuser wird aus Bambus und Holzkonstruktionen gebaut. Ein Haus aus Zement schützt die BewohnerInnen besser vor den starken Regenfällen, jedoch sind die Baukosten wesentlich höher. Die infrastrukturellen Bedingungen in den Gebieten hängen stark vom Alter der Sektoren ab. In den älteren Sektoren findet sich meist ein besseres Infrastruktur-Netz als in den neubesiedelten Gebieten. Generell sind die Bedingungen jedoch in allen Gebieten des Nordosten von Guayaquil prekär. Die Straßen sind zum Großteil unbefestigt, die Wasserversorgung funktioniert über Transporter, die das Wasser in die Gebiete

bringen und die meisten Stromleitungen sind illegal verlegt. Die BewohnerInnen improvisieren, um die fehlende Infrastruktur herzustellen. Von der Stadtverwaltung wird keine reguläre städtische Infrastruktur bereitgestellt.

Die sozialen Netzwerke der BewohnerInnen basieren – wie in Kapitel 5.3.4. dargestellt – hauptsächlich auf verwandtschaftlichen Beziehungen. Die Gründung einer Familie wird als sehr positiv bewertet. Familienmitglieder sind meistens die ersten Ansprechpartner in der Not bzw. wenn Hilfestellungen gebraucht werden. Die Kernfamilie bietet Sicherheit und Stabilität. Zerbricht diese, führt dies, vor allem für Frauen, zu Schwierigkeiten. In diesen Fällen übernehmen die Frauen meistens allein die Versorgung und Erziehung der Kinder. Gemeinsame Schulden werden nicht mehr zusammen abgetragen, so dass, immer wieder neue Schulden entstehen, um ein neues Leben aufzubauen. Über die alten Schulden entsteht häufig ein Streit. Ein weiterer Punkt ist der Machismo, der viele familiäre Beziehungen belastet. Männer und Frauen haben häufig sehr festgeschriebene Rollenbilder. Dadurch werden die jeweiligen Handlungsspielräume, besonders die von Frauen, stark eingegrenzt.

Die verschiedenen Faktoren, welche zu einer eingeschränkten Produktionstätigkeit der BewohnerInnen führen, werden im Kapitel 5.3.5. erläutert. Zum einen sind die Gebiete des Nordostens weit vom Zentrum entfernt. Der hohe Zeit- und Kostenaufwand dorthin zu gelangen erschwert es, eine Arbeit im Zentrum zu suchen bzw. anzunehmen. Generell gestaltet es sich schwierig, eine reguläre Arbeit zu finden. Daher gehen viele BewohnerInnen einer Arbeit im informellen Sektor nach. Dort haben sie keinerlei arbeitsrechtlichen Schutz und verdienen in der Regel weniger als den gesetzlichen Mindestlohn. Männer sind am häufigsten in den Bereichen des Baugewerbes, des Sicherheitsgewerbes und diverser Serviceangebote, wie z. B. dem Verkauf von Putzmitteln, Süßigkeiten etc., beschäftigt. Je nach der finanziellen Situation der Familie, sind Frauen hauptsächlich für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig oder sie tragen zum Familieneinkommen durch verschiedene Servicedienste oder ein Handwerk, wie Nähen oder Backen bei. Sehr beliebt ist die Eröffnung eines kleinen Ladens, welcher mit Hilfe der gesamten Familie geführt wird. Ein stabiles soziales Netz erleichtert das Erwerbsleben. Viele Jobs im informellen Sektor werden über Empfehlungen vergeben. Kinder die von ihren Eltern ein Handwerk lernen können oder im Familienbetrieb mitarbeiten, finden leichter einen Zugang ins Erwerbsleben.

Der Einstieg in mein Forschungsfeld der nordöstlichen Stadtgebiete wurde von einer dort tätigen Organisation unterstützt. Die Organisation „Hogar de Cristo“ versucht durch mehrdimensionalen Interventionen die Lebenssituation der BewohnerInnen zu verbessern. Durch das

Angebot ein Haus auf der Basis eines Mikrokredites zu erwerben wird der Wohnungsnot entgegengetreten. Dieses Programm ist vor allem wegen der hohen finanziellen Flexibilität und der Einbeziehung der zukünftigen BewohnerInnen erfolgreich. Die Häuser werden nicht zu einem Fixpreis verkauft, sondern der Verkaufspreis richtet sich nach der finanziellen Situation der zukünftigen EigentümerInnen. Stellt sich die finanzielle Situation einer Familie als höchst prekär heraus, besteht auch die Möglichkeit das Haus gespendet zu bekommen. Mit der Unterstützung von einem „Hogar de Cristo“-Konstrukteur baut die Familie das Haus selbstständig auf. Sämtliche weitere Ergänzungen werden in Eigenregie unternommen. Dieses Konzept hat mehrere Vorteile. Zum einen werden die ärmsten Bevölkerungsteile nicht ausgeschlossen, da die Kosten durch den selbständigen Aufbau auf einem Minimum gehalten werden und Erweiterungen individuell hinzugefügt werden können. Zum anderen fühlen sich die BewohnerInnen von Anfang an für ihr selbstgebautes Haus verantwortlich. Die Bildungs- und Gesundheitsprogramme von „Hogar de Cristo“ arbeiten ebenfalls mit Methoden der Partizipation. Durch gemeinschaftliche Aktivitäten sollen die teilnehmenden Personen einen Bildungsprozess durchlaufen und neue Fertigkeiten erlernen, um ihr alltägliches Leben nachhaltig verbessern und ein soziales Netzwerk aufbauen zu können, welches über die familiären Kontakte hinausreicht. Durch diese vielfältigen Programme ist es „Hogar de Cristo“ gelungen, weitreichende Hilfestellungen für die BewohnerInnen des Nordostens bereitzustellen.

Eine infrastrukturelle und kulturelle Integration in die Stadt kann jedoch nicht von einer Hilfsorganisation erreicht werden. Hierfür müssten staatliche Programme ins Leben gerufen werden. Durch politische Maßnahmen wäre es denkbar, gegen die Segregationsprozesse vorzugehen. Mit stadtplanerischen Mitteln, wie ich sie im Folgenden am Beispiel von Rio de Janeiro einbringe, könnte man die ausgegrenzten Gebiete in das städtische Leben integrieren und damit die Lebensqualität der BewohnerInnen deutlich erhöhen.

6. Nachtrag: Konkrete Lösungsansätze aus Brasilien

Im Folgenden möchte ich bestimmte Entwicklungen in Rio de Janeiro kurz darstellen und mit der Lage in Guayaquil vergleichen. Die Kommunalpolitik in Rio de Janeiro entwickelte einige vorbildhafte Konzepte in der Stadtplanung von marginalisierten Vierteln, den sogenannten Favelas. In diesem Zusammenhang versuchte man, die Wohnsituation in den Favelas zu verbessern und eine kulturelle Einbindung der FavelabewohnerInnen in die Stadt zu erreichen. Die Kommunalpolitik erkannte, dass die Lebensbedingungen der FavelabewohnerInnen verbessert werden müssen, um eine weitere Segregation in der Stadt zu verhindern während in Guayaquil die Zergliederung der Stadt politisch noch weitgehend ignoriert wird.

Es ist daher zielführend diese bereits erprobten Interventionen zu untersuchen, um erfolgreiche Ansätze für Städte mit ähnlichen Problemen zu finden und zu adaptieren. Zuerst wird die geschichtliche Entwicklung der räumlichen Struktur von Rio de Janeiro und der politische Umgang mit der Problemlage geschildert. Anschliessend möchte ich auf ein spezifisches Programm, welches unter dem Namen „Favela Bairro“ entwickelt wurde eingehen. Dieses Programm ist deshalb von Interesse, weil es auf der Partizipation der FavelabewohnerInnen aufbaut. Im Anschluss werden weitere ergänzende Interventionen vorgestellt, die auf dieselben infrastrukturellen Probleme eingehen, wie sie in Guayaquil vorhanden sind. Lösungsansätze für die Problematiken der Wasser-, und Stromversorgung, sowie der Besitzverhältnisse werden dargestellt. Die vorgestellten Interventionen von Rio de Janeiro sollen Möglichkeiten aufzeigen, mit städtischer Segregation und ihren Folgen umzugehen. Als endgültige Lösung können sie jedoch nicht verstanden werden. Die direkte Übertragbarkeit auf andere Städte, wie z.B. Guayaquil ist auch nur bedingt gegeben. Sie zeigen jedoch sinnvolle Handlungsmöglichkeiten auf, um eine nachhaltige Verbesserung aller StadtbewohnerInnen zu erreichen.

6.1. *Der Urbanisationsprozess in Brasilien*

Brasilien ist das größte Land in Lateinamerika. Unabhängigkeit, nach 30 Jahren Besetzung durch die Portugiesen, erlangte das Land 1822. 1889 wurde es zu einer Republik. Brasilien hat eine Fläche von 8.5 Mio. Quadratkilometern und eine Bevölkerungszahl von 189,9 Mio. (Auswärtiges Amt 2008).

In Lateinamerika ist Brasilien die führende Wirtschaftsmacht, jedoch werden die wirtschaftlichen Erfolge durch die großen Einkommensdifferenzen, die im Land für Unruhe sorgen immer wieder überschattet. Die Verstädterungsrate in Brasilien ist sehr hoch und liegt bei 81,2 % (Welt in Zahlen 2008).

Als der eigentliche Urbanisationsprozess in den 1960er und 1970er Jahren einsetzte, geschah dies mit einer starken Dynamik, die sich besonders auf den Südosten des Landes konzentrierte. Für die verstärkte Bildung von Städten bzw. die Zuwanderung in bereits existierende Städte gab es viele ausschlaggebende Faktoren. Bedeutend war auf jeden Fall die Industrialisierung, welche viele MigrantInnen mit der Versprechung auf ein besseres Leben in die Städte lockte.

Die Menschen verließen jedoch nicht grundlos ihre Heimat, sondern aufgrund ernster Existenzproblemen.

Parallel zu der Zeit der Industrialisierung in der Stadt hatte auf dem Land eine einseitige Förderung eingesetzt. Große Agrarbetriebe waren unterstützt worden, und die kleinen Bauern, welche von der Subsistenzwirtschaft lebten, wurden stark benachteiligt. Die Auswirkungen dieser einseitigen staatlichen Unterstützung wurden durch einsetzende Trockenperioden verschlimmert. Dazu kam, dass die mächtigen Großgrundbesitzer, sich das Recht nahmen, die Kleinbauern zu vertreiben. So entstand ein Konkurrenzdruck, dem kleine Familienbetriebe nicht standhalten konnten (vgl. Happe 2002). Es setzte eine gewaltige Wanderbewegung ein, die zahlenmäßig beeindruckend ist. 1970 hatte Brasilien bereits einen Verstädterungsgrad von 56%.

Der Staat beschleunigte diese Entwicklung mit seinen Maßnahmen und sorgte für eine solide Infrastruktur in den Bereichen Energie und Fortbewegung. So entstand der Trend zu einer Metropolisierung, denn große Städte wie Sao Paulo oder Rio de Janeiro schienen hohe Lebensqualität zu versprechen.

Inzwischen ist der Südosten mit einem Urbanisierungsgrad von 88 % allmählich übersättigt. Den Menschen kann er keine attraktive Lebensqualität mehr anbieten. So hat sich in den letzten Jahren eine Verschiebung der Urbanisierung in den Nordosten entwickelt und es zeigt sich eine Tendenz weg von den riesigen Städten hin zu kleineren und mittelgroßen Städten (vgl. Friedrich 1999).

6.2. *Stadtplanung in Brasilien*

Aufgrund der rapid vonstatten gehenden Wachstumsprozesse der Städte hinkte die Stadtplanung in Brasilien meist mit ihren Maßnahmen hinter dem Bevölkerungswachstum hinterher. Hinzu kam, dass lange Zeit die Regionalplanung als wichtiger als effektive Stadtplanung erachtet wurde. So entwickelten sich erst in den letzten Jahrzehnten verschiedene Stadtplanungsansätze, die sich jeweils auf eine spezifische Region konzentrierten und auch unabhängig von anderen Entwicklungen durchgeführt wurden.

Die Stadtplanungskonzepte wurden von den jeweiligen amtierenden Regierungen, welche den amtierenden Munizipien einmal mehr und einmal weniger Autonomie gestatteten stark beeinflusst (vgl. Friedrich 1999). Diese finanzielle Unfreiheit der Munizipien schadete vor allem der armen Bevölkerung, da Gelder, die für ihre Zwecke gedacht waren, letztlich doch oft wieder der nächst höheren Schicht zugute kamen. Dadurch wurden die Lebensumstände für die Armen prekärer als zuvor und die informellen Ansiedlungen sowie die „illegalen“ Handlungen, wie der Anschluss an Stromnetze und öffentliche Wasserleitungen, stiegen an (vgl. ebd.).

Aufgrund der Verfassung von 1946 hatten die Munizipien viele Freiheiten, die jedoch durch die Militärregierung, welche 1964 an die Macht kam, gravierend minimiert wurden. Die kommunale Ebene verlor durch die neuen Regelungen an Entscheidungsmacht und die Bundesstaaten erfuhren eine Ausweitung ihres Einflusses bis in die Munizipien hinein (vgl. Friedrich 1999). Über die Jahre der Militärregierung verschärfte sich die Entwicklung. Prägend für die Stadtpolitik während dieser Zeit war die finanzielle Gebundenheit an die zentrale Regierung. So mussten die Prioritäten der Städte häufig hinten anstehen, während die dringend benötigten finanziellen Mittel für Großprojekte, wie z. B. den Straßenbau, verwendet wurden. Erst mit dem Ende der Militärdiktatur war auch das Ende der Zentralisierung gekommen.

Die Militärdiktatur sah die Lösung für das Problem der unerwünschten Siedlungen in der Zwangsräumung und der Umsiedlung der Bevölkerung in große, neu errichtete Wohnkomplexe in peripheren Gebieten. Städte wie Rio de Janeiro hätten schon damals eine andere Vorgehensweise bevorzugt und zweifelten an einer erfolgreichen Umsetzung, konnten sich allerdings nicht aus der finanziellen Abhängigkeit von der Regierung befreien (vgl. Fernandes 2004). Zahlreiche Aktionsgemeinschaften entstanden Anfang der 1970er Jahre, um gegen diese Maßnahmen Widerstand zu leisten.

Der Demokratisierungsprozess in den Jahren von 1974 bis 1989 ging recht schleppend vonstatten und die Militärregierung versuchte sehr lange die Zügel nicht aus der Hand geben zu müssen. Doch letztlich bekam die Entwicklung eine starke Eigendynamik. Von einem kompletten Umbruch kann jedoch nicht die Rede sein, vielmehr wurde in zähen Auseinandersetzungen eine Verhandlungslösung herausgearbeitet, die zwischen dem hartnäckigen Militär und den neuen Machtakteuren der Zivilgesellschaft ausgemacht wurde (vgl. Happe 2002).

6.3. *Rio de Janeiro*

Rio de Janeiro wird hier als Fallbeispiel herangezogen, weil sie wie kaum eine andere Stadt für soziale Differenzierung und die Tendenz zum innovativen Städtebau steht.

Rio de Janeiro ist ein Beispiel dafür, wie sich viele Faktoren, z. B. die schwierige Topographie, städtebauliche Fehler der Vergangenheit und zu spätes Handeln, in einer Stadt auswirken können so dass die Stadt, an ihren Unterschieden zu zerbrechen droht, obwohl sie international zumeist positiv wahrgenommen wird. Rio de Janeiro hatte einen dringenden Handlungsbedarf und konnte erst in den letzten Jahren stadtplanerische und soziale Programme entwickeln, die als erfolgreich gelten können (vgl. Ribbeck 2002).

6.3.1. *Ökonomische Voraussetzungen*

Die Wirtschaftskrise der 1980er und 1990er Jahre ging an Rio de Janeiro nicht spurlos vorüber. Ein Anwachsen des informellen Sektors fand große Verbreitung. Die Arbeitslosigkeit stieg an. Der Wandel in den Produktionsverhältnissen führte in den Städten verstärkt zu einer Zunahme der Armut bis 1994. 1990 waren 32,5 % der Bevölkerung arm, damit wohnten in Rio de Janeiro mehr mittellose Personen als in Sao Paulo – obwohl Rio de Janeiro weniger EinwohnerInnen zählte. Die Einkommensverteilung war völlig aus dem Gleichgewicht geraten, die Hälfte aller Einkommen fiel auf 10 % der Bevölkerung und die Hälfte aller EinwohnerInnen teilte sich 11,2 % vom Gesamteinkommen (vgl. Happe 2002). Die Kriminalitätsraten stiegen und die Armut spiegelte sich im Stadtbild wider. In den Favelas wurden eigene Gesetze geschrieben: der Drogenhandel war bestimmend und wurde von der Favelabevölkerung akzeptiert. Eine Tendenz zur positiven Veränderung konnte erst mit der Einführung der neuen Wäh-

rung, des Real, im Jahre 1994 erreicht werden. Erst im zweiten Jahr nach dem Währungswechsel sank die Anzahl der Armen, die bisher um die Beschaffung ihrer Grundbedürfnisse kämpfen mussten, deutlich (vgl. ebd.).

Heute sind die Arbeitsbedingungen immer noch nicht markant verbessert. Es ist ein Mangel an staatlichen Hilfen und Sicherungen bei Erwerbslosigkeit festzustellen. Eine finanzielle Unterstützung in solchen Fällen erhalten nur InvalidInnen und Menschen fortgeschrittenen Alters. Der Druck auf die Menschen steigt. Der Zulauf in den informellen Sektor wird verstärkt. Aufgrund der nicht vorhandenen Arbeiterschutzbestimmungen und Sozialversicherungen in diesem Sektor sowie der extrem niedrigen Löhne, die im Schnitt sogar knapp die Hälfte unter den „normalen“ Gehältern liegen, stellt der informelle Sektor aber keine zukunftssträchtige Alternative dar (vgl. Happe 2002).

Diese finanziellen Notstände wirken sich auf die wohnlichen Möglichkeiten aus. Dieser Tatsache muss die Stadtplanung gerecht werden und hierbei reicht ein gut organisierter, staatlich geförderter Wohnbau nicht aus. Die Kosten für eine staatlich organisierte Wohnmöglichkeit - mögen sie auch noch so minimal gehalten sein - sind immer noch unerschwinglich für einen Großteil der Bevölkerung. Der soziale Wohnbau wird meist von der unteren Mittelschicht in Anspruch genommen, stellt jedoch keine Alternative für die Unterschicht dar.

6.3.2. Historischer Abriss über die Favelapolitik in Rio de Janeiro

Im Kontext meiner Arbeit ist ein kurzer Überblick über die Favelapolitik und die Formen der Organisation der FavelabewohnerInnen wichtig. Denn das aktive Eintreten der FavelabewohnerInnen für ihre Rechte hat sehr wohl dazu geführt, dass ihre Situation verbessert wurde.

Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. entstanden die ersten Favelas als neue Wohnform für arme Bevölkerungsschichten, denen es an jeglicher Existenzgrundlage mangelte. Dabei handelte es sich um Arbeitskräfte, die im Agrarbereich nicht mehr gebraucht wurden oder frühere SklavInnen. Die Entwicklung war allerdings im ersten Drittel des 20. Jh. noch nicht in dem Maße dynamisch, wie sie es noch werden sollte. Die Favelas wurden als zu entfernendes Problem wahrgenommen. Aber man hielt es durchaus für möglich, durch Räumungsaktionen das Favelaproblem zu lösen. Diese Handhabung führte zwar zu einer Umsiedlung der armen Bevölkerung, aber nicht zur Bekämpfung der Armut.

Das erste politische Konzept wurde schließlich um 1937 zusammengestellt. Geplant war, die BewohnerInnen der Favelas, die sogenannten „Favelados“ in „Parques Proletarios“ einzuquartieren. Diese, speziell für diesen Zweck gebauten Wohnsiedlungen sollten nicht nur als Unterkunft dienen, sondern auch die bürgerliche Erziehung unterstützen. Ziel war es, die FavelabewohnerInnen durch regelmäßige Lautsprecherdurchsagen mit moralischem Inhalt an ein „ordentliches“ Leben heranzuführen. Derartige Methoden waren zum Scheitern verurteilt. Die Politik hielt aber noch bis Mitte der 1940er Jahre an ihrem Kurs fest. Mitte der 1940er Jahre begann sich das Blatt allmählich zu wenden und mit der Demokratisierung gewannen auch die Favelados eine Stimme in der politischen Welt. Es setzte eine Phase ein, die auf die Duldung der Favelas abzielte und es wurden in einem definiertem Rahmen Hilfestellungen angeboten (vgl. Happe 2002).

In den Jahren von 1961 bis ca. Mitte der 1970er Jahre gab es einen Rückschritt, und ein erneuter Prozess der Zerstörung sowie ein erzwungenes Umsiedeln der Bevölkerung setzte ein. Das Ziel war, die Favelas zu entfernen. Die FavelabewohnerInnen wurden in die Peripherie ausgesiedelt. Dort war es ihnen meist nicht möglich ihre Netzwerke und Arbeitsmöglichkeiten zu erhalten, da die Gebiete ohne Infrastruktur waren. Die Stadt Rio de Janeiro kündigte zwar schon damals ihre Bedenken an derartigen Maßnahmen, die von der Militärregierung veranlasst wurden, an, wollte jedoch nicht auf die finanziellen Zuwendungen des Militärregimes verzichten. Bis 1975 wurde trotz des sich allmählich formierenden Widerstandes der FavelabewohnerInnen die Zerstörungspolitik mit unterschiedlichen Organisationen und Methoden vorangetrieben. Schon im Jahre 1963 waren die BewohnerInnen in Form von einem Dachverband organisiert, dem FAFEG, um sich gegen die Zwangsräumungen zu wehren und Forderungen stellen zu können (vgl. Blum, Neitzke 2004).

Bis 1974 wurden schlussendlich achtzig Favelas zerstört. Dennoch zeigten die Favelas eine unglaubliche Zähigkeit und konnten mit dieser gewaltsamen Handhabung nicht reduziert werden. Sie entwickelten Strategien, um die Vorgehensweise des Staates für sich zu nutzen. Entgegen der Maßnahmen wuchs die Gesamtzahl der FavelabewohnerInnen um ein Drittel in den Jahren zwischen 1970 und 1973.

Für die zahlreichen Zwangsumsiedlungen, die ca. 140 000 Menschen betrafen, gab es unterschiedliche Organisationen, wie die BNH (Banco Nacional de Habtaçao, auf nationaler Ebene) oder die COHAB (Companhia de Habitacao Popular, auf Landesebene). Die Umsiedlung erfolgte in Wohnkomplexe, die von der COHAB mit Geldern, die sie von der BNH für diese Zwecke erhalten hatte, errichtet wurden. (vgl. Happe 2002).

Es entwickelten sich unterschiedliche Strategien unter den BewohnerInnen, um sich zur Wehr zu setzen. Zum einen nahmen sie häufig die zur Verfügung gestellte Sozialwohnung nicht an, da sie einen zu großen finanziellen Druck bedeuteten. Stattdessen vermieteten sie die Wohnungen an BesserverdienerInnen mit einem Aufpreis, um selbst wieder in eine Favela zurückzukehren. Auch die BewohnerInnen, die tatsächlich in die Wohnungen zogen, hielten sich nicht an die vom Staat gewünschten Regeln. Die einen folgten dem Protestaufruf der FAFEG und weigerten sich die anfallenden Kosten für Miete und Betriebskosten der neuen Wohnungen zu übernehmen. Bis 1970 hatten drei viertel der umgesiedelten BewohnerInnen ihren Zahlungspflichten nicht Folge geleistet und sahen sich neuen Zwangsräumungen ausgesetzt. Aber sie hatten es geschafft, das bis dahin existierende System zum Kollabieren zu bringen. Der Wohnungsbau für GeringverdienerInnen wurde Mitte der 1970er eingestellt. Dieser Prozess ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass es nicht nur um die schlichte Verbesserung von Wohnverhältnissen geht (vgl. Lanz 2004).

Die Militärregierung reagierte mit Härte, versuchte 1968 mit einem Verbot der FAFEG für Ruhe zu sorgen. Jedoch konnte sich die Militärregierung nicht durchsetzen. Ein allmählicher Prozess des Umdenkens begann. Allerdings konnten sich die BefürworterInnen einer integrativen Favelapolitik anfänglich nicht direkt durchsetzen. Es entstand von 1974 an ein gewisses Machtvakuum, in dem keine effektiven Maßnahmen, sei es im positiven oder im negativen Sinne, durchgesetzt wurden (vgl. Happe 2002).

Die allmähliche Entwicklung hin zu demokratischen Strukturen ließ die Stimme der FavelabewohnerInnen gewichtiger werden. Die Favelados begannen sich erneut politisch zu organisieren. Im Zuge dessen reformierte sich auch die FAFEG als Kommunikationsorgan für die Anliegen der Favela. Hierbei konnte die FAFEG auf Hilfe vonseiten der katholischen Kirche zählen, da sich diese schon seit Ende der 70er Jahre für politische Bildung engagierte und Unterstützungen bei Gerichtsverfahren anbot (vgl. Fernandes 2004).

Speziell für die Anliegen der Favelados und die gezielte positive Veränderung ihrer Lebensumstände wurde in den 80er Jahren der SMDS, Secretaria Municipal de Desenvolvimento Social, ins Leben gerufen. Somit wurde ein direkter Ansprechpartner für alle favelaspezifischen Probleme geschaffen (vgl. Happe 2002).

Dank der Verfassungsänderung von 1988 fand eine Zeit der Dezentralisierung statt, die man in Brasilien in den Jahren von 1983 bis 1994 beobachten konnte. Städte wurden dazu angehalten, einen Masterplan zu entwickeln und es wurde festgelegt, dass Gebiete, die schon länger als fünf Jahre besetzt sind und eine Größe von 250 qm nicht überschreiten, den BesitzerInnen zugesprochen werden können (vgl. Fernandes 2004).

Diese Beschlüsse ermöglichten das umfangreichste Favelaaufwertungsprojekt von ganz Lateinamerika. 1992 begann Rio de Janeiro ihren neuen Masterplan umzusetzen, der den neuen Grundgedanken des Erhaltens und Verbesserns der Favelas pflegte.

6.3.3. *Das „Favela Bairro“ Programm: Planung und Partizipation der Bevölkerung*

Im Jahr 1993 begann das eigentliche „Favela Bairro“- Programm, das umfangreichste Favelaaufwertungsprojekt Lateinamerikas.

Der wesentliche Punkt bei diesem Programm war, dass die Fehler der Vergangenheit auf keinen Fall wiederholt werden sollten. Das Projekt sollte nicht nur Wohnraum schaffen, sondern den armen Bevölkerungsschichten helfen, sich im städtischen Leben zu etablieren und es sollte zu einer Integration auf sozialer und wohntechnischer Ebene führen. Die Verantwortung für dieses Programm liegt bei dem Secretaria Municipal de Habitacao, der städtischen Wohnbehörde (vgl. Fernandes 2004).

Zunächst wurden im Rahmen des Projektes 60 Favelas gezielt ausgesucht, um in einem bewältigbaren Umfang zu arbeiten. Bei der Auswahl wurde in der Anfangsphase auch die Größe berücksichtigt. Besonders große Favelas wurden erstmals nicht in das Programm aufgenommen. Ausgeschlossen wurden auch Favelas, die sich in gefährlichen Gebieten angesiedelt hatten, da die Siedlung in solchen Gebieten nicht unterstützt werden konnte. Stattdessen sollten Alternativen aufgezeigt werden (vgl. Ribbeck 2002).

Ein Hauptziel war, den Favelas die Basis für eine gute Infrastruktur zu liefern. Sprich: die sanitären Verhältnisse und die Versorgung mit Wasser durch den Anschluss an das Netz. Weitere elementare Dienstleistungen wie eine funktionierende Müllabfuhr, die Lösung der Abwasserproblematik oder die Gewährung von Dienstleistungen wie die der Post sollten ebenfalls in Betrieb gebracht werden. Auch war es vorgesehen, die öffentlichen Bereiche nach Einbruch der Dunkelheit zu beleuchten, um sie in begehbbare Bereiche zu verwandeln (vgl. ebd.).

Ebenfalls eine zentrale Frage war die Legalisierung, um eine erfolgreiche Integration in die Stadt zu ermöglichen. Deshalb sollte mit diesem Programm eine großflächige Legalisierung von Landbesitz erreicht werden.

Von der städtebaulichen Perspektive her sollten die Favelas eine neue räumliche Struktur bekommen, die die täglichen Handlungen erleichtern und den nachbarschaftlichen Kontakt verbessern sollen. Es sollten gemeinschaftlich nutzbare Räume geschaffen werden und ein funktionierender öffentlicher Raum entstehen. Die bereits angelegten Straßen in den Favelas sollten an das restliche städtische Netz angeschlossen werden. Im Zuge dieser Umstrukturierung sollten auch für Fußgänger verbesserte Bedingungen erzeugt werden. Favelas sind häufig aufgrund ihres stetigen ungeplanten Wachstums labyrinthartig verschachtelt. Dies erschwert einen Überblick über das Gebiet und macht darüber hinaus auch die Arbeit für Rettungsfahrzeuge und Polizei nahezu unmöglich. Wichtig war es auch Maßnahmen zur Identifikation mit dem Wohnort zu schaffen und die nachbarschaftlichen Gebiete zu kennzeichnen. Dafür wurden unter anderem einfache Farbsysteme entwickelt, welche die Orientierung erleichtern, indem sie eine erkenntliche Gliederung zeigen (vgl. Fernandes 2004).

Ein weiterer sehr wichtiger Punkt für die soziale Verbesserung war das Angebot von sozialen Serviceleistungen. In diesen Bereich fallen Drogenberatungen, Hilfestellungen bei Misshandlungen sowie Beratungsstellen für schwangere Jugendliche und junge Mütter. Aber auch kulturelle und sportliche Freizeitangebote und Lernunterstützungen gehörten dazu. Die Bildungsangebote richteten sich an alle Altersklassen: So konnten Erwachsene Alphabetisierungskurse besuchen und Schüler Unterstützung bei den Hausaufgaben erhalten.

Finanziert wurde das Projekt von der Interamerikanischen Entwicklungsbank (IDB), die zweimalig einen Kreditbetrag von 180 Millionen US-Dollar bewilligt hat. Für das Gesundheitswesen und die Informationsprogramme hat die Stadtverwaltung weitere 600 Millionen Dollar zu Verfügung gestellt (vgl. Fernandes 2004).

Der erfolgversprechende Ansatz des „Favela-Bairro“-Projektes besteht in seiner allumfassenden Herangehensweise. Dabei sind besonders die Methoden der Vernetzung hervorzuheben. Die FavelabewohnerInnen sollen untereinander und mit den direkt angrenzenden Gebieten besser verknüpft und verwoben werden. FavelabewohnerInnen soll es ermöglicht werden, als BürgerInnen anerkannt zu werden und an allen sozialen und kulturellen Annehmlichkeiten teilhaben zu können – und zwar nicht nur in der Form, dass sie in die Stadt kommen. Der Anspruch ist, dass die Stadt sich mit all ihren Qualitäten bis in die Favelas ausweitet (vgl. Fernandes 2004).

Frühere Maßnahmen scheiterten häufig, da in der Favela nur punktuell eine Verbesserung vorgenommen wurde, ohne die Schritte ins Gesamtsystem einzubetten. Bei diesem Programm wird darauf geachtet, dass eine Bestandsaufnahme der Gegebenheiten vorliegt, bevor mit den Arbeiten begonnen wird. In den „Favela Bairro“- Programmen wird viel umsichtiger mit den Wechselwirkungen umgegangen.

Zu den großen Stärken des Programmes gehört auch die intensive Auseinandersetzung mit den BewohnerInnen und ihren Bedürfnissen. Daher hat die Partizipation an diesem Projekt die oberste Priorität, die FavelabewohnerInnen sollen in Entscheidungs- sowie Kreativprozesse eingebunden werden, um am Ende eine Konsensentscheidung treffen zu können, mit der alle zufrieden sind.

Ein weiterer symbolischer und qualitätsfördernder Ansatz ist, dass private Unternehmen die Arbeiten in der Favela durchführen, wie auch im Rest der Stadt. Dadurch sollen Fachkräfte ihr Wissen weitergeben und einen soliden Grundstock legen. Durch diese Maßnahme will man ferner die Wertschätzung gegenüber der Favela zum Ausdruck bringen. Da Partizipation nicht gleich bedeutend ist mit einer Verpflichtung zu Arbeitsleistungen, soll die Favela eine gleichwertige Behandlung erhalten wie der Rest der Stadt (vgl. ebd.).

Als sehr wichtiger Schritt sind auch die verbesserten Kommunikationswege in der Bürokratie anzusehen. Die städtischen Behörden sind gezwungen, besser denn je miteinander zu kooperieren und ihre Handlungswege zu koordinieren. Des Weiteren versucht das Programm die Stigmatisierung in den Köpfen der Mitarbeiter zu reduzieren und somit einen positiven Zugang zu ermöglichen. Dies war häufig nicht sehr einfach, da sich schlechte Erinnerungen an vorangegangene Maßnahmen eingeprägt hatten. Auch herrschte häufig ein konservatives, hierarchisches Denken vor, so dass viele sich eine Integration der Favelas in die Stadt nicht vorstellen konnte. Doch durch hartnäckige Arbeit konnten viele Verbesserungen erzielt werden (vgl. Fernandes 2004).

Im Zuge der Erklärungen zu dem „Favela Bairro“- Programm möchte ich gezielt eine kleine Maßnahme im Detail vorstellen, um eine genauere Vorstellung zu geben, wie ein solches Projekt aussehen kann. Die urbane Zelle ist ein winziges Unterprojekt. Untypischer Weise wurden zu diesem Projekt auch ausländische Architekten eingeladen. Die brasilianischen ArchitektInnen wollten mit dem Bauhaus Dessau arbeiten, um einen kreativen, internationalen Austausch zu erfahren. Das Bauhaus wurde für die Zusammenarbeit ausgewählt, da es in Brasilien ein anerkanntes Architektenteam darstellt und besonders unter Fachleuten hohes Ansehen genießt (vgl. Starke 2004).

Zwanzig Teilnehmer der Postgraduate-Ausbildung des Bauhauses, ArchitektInnen, StadtplanerInnen und Leute mit künstlerischem Background, begannen an der „urbanen Zelle“ zu arbeiten. Dazu traten sie intensiv mit den FavelabewohnerInnen in Kontakt und begannen Ideen zu entwickeln. Eine aufwendige Bestandsaufnahme war notwendig, um einen genauen Eindruck von den Bedürfnissen der BewohnerInnen zu erhalten. Daher wurden Interviews geführt sowie eine Lagerhalle in einen Informations- und Treffpunkt umgestaltet um die Transparenz des Projektes von Anfang an zu gewährleisten.

Mit den BewohnerInnen wurden auch zahlreiche Workshops, für alle Altersklassen, durchgeführt, um die Kommunikation zu optimieren (vgl. Starke 2004).

Die Verbesserungsmaßnahme sollte in einem kleinen Bereich der zweitgrößten Favela von Rio de Janeiro, Jacarezinho, vorgenommen werden. Denn das „Favela Bairro“- Projekt das sich zunächst nur auf kleinere Favelas konzentriert hatte, hat seit 1998 auch Projekte in größeren Favelas durchgeführt. Zu diesen zählt auch die „urbane Zelle“. Jacarezinho zählt heute 60.000 EinwohnerInnen und wurde vor ca. 70 Jahren im ärmeren Norden von Rio de Janeiro gegründet. Das Gebiet wird von Bahnlinien sowie Industriegebieten eingegrenzt. Die Favela funktioniert in Rio de Janeiro recht autonom. Jacarezinho bietet den Menschen alles, was sie zum Leben brauchen, und nicht alle BewohnerInnen leben unter katastrophalen Bedingungen. Lange Zeit wurde die Favela offiziell nicht als Stadtteil von Rio de Janeiro anerkannt, dies erfolgte erst in den frühen 1990er Jahren (vgl. ebd.).

Das gravierende Problem an der über lange Jahre ungeplant stattfindenden Verdichtung sind die minimalen Freiräume. Durchschnittlich stehen jedem BewohnerInnen 6 qm zur Verfügung, die Häuser stehen dicht gedrängt und viele haben zu wenige Fenster, daher auch zu wenige Licht- und Luftquellen. Dies bedeutet für die BewohnerInnen nicht nur eine geringe Lebensqualität, sondern auch gesundheitliche Gefährdungen (vgl. Bauhaus 2000/2003). Die Schaffung von nutzbaren öffentlichen sowie privaten Räumen hatte folglich hohe Priorität. Die starke Verdichtung stellt sich für die junge Generation als belastend dar. Auf der Suche nach Raum für sich und die eigene junge Familie kommt es nicht selten zu skurrilen Lösungsversuchen. Dachflächen, Höfe und unwegiges Gelände werden oft als Bauflächen in Betracht gezogen. Zahlreiche Unterteilungen und behelfsmäßige Zubauten entstehen (vgl. Bauhaus 2000/2003).

Architektonisch und städtebaulich war es das oberste Ziel der urbanen Zelle die Wohnqualität zu verbessern und dies nicht nur in dem betroffenen Gebiet. Idealerweise sollten Konzepte, die übertragbar sind entstehen und sich in unterschiedlichen Kontexten wider verwerten lassen. Ein Katalog von Maßnahmen wurde entwickelt, in welchem es darum ging den BewohnerInnen

Beispiele für eine Umorganisation ihrer Gebäude vorzuschlagen. Bauklimatische Aspekte und eine effiziente Raumstrukturierung wurden angestrebt. Diese Maßnahmen könnten die BewohnerInnen individuell und ohne Rücksicht auf die städtebauliche Struktur zu nehmen jederzeit anwenden (vgl. Bauhaus 2000/2003).

Von der städtebaulichen Seite wurde die Besiedlungsstruktur dahingehend verändert, dass die Grundstücke eine neue Ordnung erfahren haben. Somit war es möglich für jedes Grundstück eine Erschließung gewährleisten zu können, und durch die Neustrukturierung konnten die Grundrisse optimiert werden. Das Wohnen wurde aus dem dunklen und schlecht durchlüfteten Erdgeschossbereich herausgeholt und auf den ersten Stock verlagert (vgl. ebd.).

Eine weitere bauliche Veränderung, die durchgängig verwendet wurde, war die Schaffung von Höfen, welche durch Entkernungen der Häuser erzielt wurde. Die Höfe verbessern die Wohnqualitäten durch die verbesserte Belüftung. Diese können aber auch als Aufenthaltsort für Ruhepausen oder kulturelle Tätigkeiten sowie für eine gewerbliche Nutzung dienen (vgl. Starke 2004).

Das Projekt enthält ferner einen Neubau, ein Medienzentrum darstellt und als ein zentraler Treffpunkt für die gesamte Favela fungieren soll. Baulich stellt der Mehrzweckort Laubengänge und einen Hof bereit. Ferner weist er fließende Grundrisse auf (vgl. Bauhaus 2000/2003).

Allerdings konnten die raumschaffenden Maßnahmen nicht ganz ohne Umsiedlungen erfolgen, einige der BewohnerInnen stimmten zu, ihren Wohnort aufzugeben. Deshalb konnten neun Gebäude, die sich durch ihren fatalen Zustand negativ auszeichneten, entfernt werden, und es war möglich Durchgänge und Plätze zu schaffen. Dadurch wurde erreicht, dass die dicht gedrängte Bebauung ein wenig aufgelockert werden konnte.

Mit diesen Maßnahmen wurde ein sehr erfolgreiches Projekt geschaffen, welches den BewohnerInnen der Favela eine deutliche Verbesserung brachte. Das Projekt erhielt viel Aufmerksamkeit und schaffte es, die Stadt in die Favela zu bringen (vgl. Starke 2004).

6.3.4. *Ergänzung: Weitere Projekte*

Das „Favela Bairro“-Programm ist nicht das Einzige, welches zur Stadtsituation von Rio entwickelt wurde. Zahlreiche Projekte konnten sich in den 1990er Jahren durchsetzen und für eine partielle Verbesserung sorgen. Finanziell kam die Unterstützung von der Weltbank oder Entwicklungshilfeorganisationen der USA (vgl. Happe 2002).

In der Folge möchte ich einige weitere Ansätze vorstellen, die versucht haben, die Favelas ins urbane Leben zu integrieren.

Das erste Programm das „Projeto Mutirao“, welches die Versorgung und Entsorgung von Wasser in Angriff nahm, wurde 1981 ins Leben gerufen und erhielt die Finanzierung durch UNICEF und SMDS. Jedoch war es diesem kleinen Projekt, das bis 1983 lief, nicht möglich, eine breitenwirksame Verbesserung herzustellen.

Auf das Projekt Mutirao sollte ein größeres folgen, welches mehr Haushalte erreicht. So wurde um 1984 das Projekt PROFACE entwickelt, welches die Ziele von Mutirao weiterverfolgte und bis Ende der 1980er währte und in 480 Favelas zum Einsatz kam.

Da mit diesen beiden Projekten jedoch immer noch nicht alle Familien an eine funktionierende Infrastruktur angeschlossen werden konnten, startete 1995 das Projekt PROSANEAR (Programma de Saneamento para a Populacao de Baixa Renda). Die finanziellen Mittel für dieses Programm wurden von der nationalen Bank Caixa Economica Federal und der Weltbank zusammengetragen. Zielsetzung war es, neue Systeme zu bauen, aber auch Alte zu reparieren. Mit diesem Projekt konnten gute Erfolge erzielt werden (vgl. Happe 2002).

Ein weiteres Projekt in Rio de Janeiro heißt „Bairrinho“. Dieses konzentrierte sich von vornherein vorwiegend auf die kleinen Favelas in der Stadt. Es enthält weitgehend ähnliche Ansätze wie das Favela Bairro Programm und hat auch die gleichen Zielsetzungen.

Bis jetzt wurden 36 Millionen brasilianische Real investiert. Mit dieser Summe war es möglich Umsiedlungen vorzunehmen, da die BewohnerInnen aufgrund der lebensbedrohlichen Lage der Siedlungen nicht bleiben konnten. Es wird hier auch versucht, eine weiter verstärkte Entwicklung hin zu der umliegenden Peripherie zu vermeiden. Gezielt für das sensible Thema der Umsiedlung wurde das Projekt „Morar Sem Risco“ entwickelt, welches auch bei den Umsiedlungen, die im Zuge der „Favela Bairro“ Programme vollzogen wurden, mitwirkte.

Im Großen und Ganzen ist es bei diesen Programmen das Hauptziel, Menschen, die sich an gefährlichen Orten angesiedelt haben, eine andere Wohnperspektive zu eröffnen. So wurden insgesamt in den letzten Jahren schon 62.000 Personen aus inakzeptablen Behausungen herausgeholt. Diese siedelten z. B. unter Brücken oder Strommasten sowie in Gebieten, die überflutungsgefährdet waren (vgl. Blum, Neitzke 2004).

Selbstverständlich bedeuten Umsiedlungen immer eine Entwurzelung, die soziale Netzwerke durcheinander bringt. Um die Umsiedlung so sanft wie möglich zu gestalten, werden Gebiete ausgewählt, die sich in umliegender Nähe befinden. Es wird versucht den BewohnerInnen die alten Qualitäten weitgehend zu erhalten und Neue dazu zu bringen.

Ein sensibles „Wie“ in Bezug auf das Wohnen hat ebenfalls Priorität. Die neuen Häuser stellen grundsätzliche Infrastrukturen wie Wasser und Strom zu Verfügung, sind aber so flexibel, dass sie nach persönlichen Wünschen verändert werden können. Wer ein solches Haus nicht möchte, hat auch die Möglichkeit, finanzielle Hilfe in Anspruch zu nehmen, um ein Grundstück zu erwerben. Die Menschen können auch als Alternative von der Stadt Rio de Janeiro ein erschlossenes Grundstück inklusive Materialien übernehmen, um sich ein neues Heim zu zimmern, diese Methoden sind jedoch alle mit einem gewissen Grundkapital oder einer Erwerbsquelle verbunden (vgl. Blum, Neitzke 2004).

Zur Klärung der rechtlichen Situation der Besitzverhältnisse wurde ebenfalls ein eigenes Projekt ins Leben gerufen: „Morar Legal“. Denn man erkannte, dass erst durch geregelte Besitzverhältnisse die FavelabewohnerInnen am städtischen Leben teilhaben können und so dem spekulativen Bodenmarkt sowie dem unwirtschaftlichem Parzellieren von Privatflächen entgegengewirkt werden kann (vgl. Blum, Neitzke 2004). Ein solches Projekt ist das Projekt „Cada familia, um lote“, „Jeder Familie ein Grundstück“, in welchem versucht wurde Lösungen für den illegalen Status zu finden und anerkannte Besitzverhältnisse herzustellen. Allerdings war dieser Versuch nicht wirklich von Erfolg gekrönt. Nur 4 % der FavelabewohnerInnen konnten nach Auslaufen des Projektes auf ein legalisiertes Eigentum verweisen (vgl. Happe 2002).

Die Versorgung mit Strom durch eine staatliche Einrichtung war ein sehr positives Signal Anfang der 1980er Jahre und tatsächlich ist es gelungen, bis heute nahezu alle Siedlungen, zumindest grundlegend, an das öffentliche Stromnetz anzuschließen. (Vgl. Happe 2002)

6.4. Zusammenfassung

Die in Rio de Janeiro angesetzten Programme sind ein erfolgreiches Beispiel um zu zeigen, wie die Integration von marginalisierten Gebieten in die Stadt gelingen kann. Die Projekte setzen umfassend an allgemeinen Problematiken an, versuchen die infrastrukturellen und bautechnischen Probleme zu beheben, aber gehen auch spezifisch auf die sozialen Kontexte und Bedürfnisse der BewohnerInnen ein.

Das separierte Wohnen von unterschiedlichen Gruppen nach Einkommensschichten wurde in Brasilien als sehr nachteilhaft erkannt. Zu lange wurde das Problem der zunehmenden Zuwanderung in die Städte ignoriert und es fehlte an städtebaulichen Lösungen. Ein Umdenken begann erst nach Jahren der Fehlplanung und Stigmatisierung, nachdem alle repressiven Maßnahmen der Regierung dem Bestehen der Favelas nichts anhaben konnte. Städtebau ohne die Menschen einzubeziehen ist jedoch immer zum Scheitern verurteilt in diesem Sinn zitiert Blum (2007: 47): „Jauregui⁸ weiß, dass der Städtebau allein kein einziges Problem lösen kann. Städtebauliche Investitionen aber haben eine weitreichende reale und symbolische Bedeutung. Die Urbanisierung von Favelas – zusammen mit Erziehung und Bildung, der Schaffung von Arbeitsplätzen und Einkommen, Gesundheits- und Sicherheitspolitik, kurz: strategische Planung verknüpft mit urbanistischer Intervention – sei der einzige Weg, um die Favela-Gesellschaft zu einem Teil der Stadtgesellschaft zu machen“.

Das „Favela Bairro“- Programm und das Projekt der „urbanen Zelle“ gehen davon aus, dass die bisherigen Bauleistungen und Siedlungsstrukturen der BewohnerInnen als eine Eigenleistung anzuerkennen sind, die Verbundenheit mit dem Ort muss akzeptiert werden. Der Grundgedanke ist die Kommunikation und die Partizipation. Im Kontext dieser Projekte wird Partizipation allerdings nicht so verstanden, dass die BewohnerInnen verpflichtet werden, bei den Bauarbeiten zu helfen, sondern sie werden in die Ideensammlungen, Entscheidungsprozesse und Wirklichkeiten eingebunden und erhalten Unterstützung von denselben Fachkräften wie die restlichen StadtbewohnerInnen, um den Stigmatisierungen ein Ende zu bereiten. Dies sind wichtige Schritte um die Wertschätzung der Favelas zu steigern.

Diese Ansätze können also als Erfolg gewertet werden und als Vorbild für weitere Entwicklungen dienen. Trotz allem sind die Stigmatisierungen, denen die Favelas und ihre BewohnerInnen gegenüberstehen, immer noch tief greifend. Diese werden wohl nicht so schnell durch Einzelprojekte verschwinden. Daher kann auch in Brasilien die Problematik des Zerfalls der Städte in zwei Lebenswelten nicht als gelöst gesehen werden. Dennoch sind in Rio de Janeiro gute Pro-

⁸Brasilianischer Architekt und Urbanist

jekte umgesetzt worden. Durch gezielte Kleinarbeit und aufwendige Bestandsaufnahmen konnten in den angeführten Beispielen die Bedürfnisse der armen Bevölkerungsschichten erkannt werden. In der Folge war es möglich mithilfe unterschiedlicher Methoden aus Stadtplanung, Raumplanung, Sozialarbeit etc. Maßnahmen entwickeln, die sich den vielschichtigen Problemen annähern und praktikable Lösungsansätze bieten.

Das Beispiel Brasilien wurde mit dem Ziel dargestellt, konkrete Lösungsansätze, die bis zu einem gewissen Grad erfolgreich waren, vorzustellen. In Brasilien war der Prozess der Verstädterung weiter vorangeschritten als in Ecuador und daher war das Thema der Fragmentierung der Stadt schon zu einem früheren Zeitpunkt brisant. Deshalb ist es naheliegend die bestehenden Probleme in Guayaquil mit den bereits gemachten Erfahrungen in Rio de Janeiro zu vergleichen. Die Gegenüberstellung soll jedoch kein Vergleich darstellen, in dem Sinne, dass die Methoden von Rio de Janeiro direkt auf Guayaquil zu übertragen sind. Dafür sind die Ausgangsbedingungen der Städte, wie die sozialen Strukturen, die Topographie, der Tourismus, etc. viel zu unterschiedlich. Dennoch war es mir für diese Arbeit wichtig, erprobte Methoden aufzuzeigen, wie mit schon stark fragmentierten Städten umgegangen werden kann.

7. Conclusio

In dieser Diplomarbeit wurde der Frage nachgegangen, welche Folgen die zunehmende Verstädterung in Guayaquil auf das Leben der StadtbewohnerInnen hat und wie ihre Organisationsstrukturen und die räumlichen Anordnungen der gebauten Umwelt beeinflusst werden.

Während eines Forschungsaufenthalts in Guayaquil von Januar bis März 2008 wurden die sozialen Strukturen sowie die Siedlungsstrukturen innerhalb der Marginalsiedlungen von Guayaquil erhoben, indem eine teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviews durchgeführt wurden. Ein wichtiger Aspekt der Arbeit war die interdisziplinäre Betrachtungsweise: die Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie wurden mit einer architektonischen Analyse des Forschungsgebietes verknüpft. Es wurde eine genaue Bestandsaufnahme des Gebietes durchgeführt und bereits beendete Projekte wurden auf ihre Nachhaltigkeit überprüft. Analysiert wurden städtebauliche und soziale Prozesse sowie damit einhergehende Segregationsprozesse. Im Nachtrag wurde diese Analyse mit einem Beispiel aus Rio de Janeiro verglichen. Die Gegenüberstellung der Beispiele Ecuador und Brasilien erschien sinnvoll, um die Bedeutung des partizipativen Konzepts zu analysieren und bereits erprobte Methoden vorzustellen.

Die Schwerpunkte der Arbeit möchte ich hier zum Abschluss nochmals kurz zusammenfassen.

- Es war mir ein Anliegen, die Segregationsprozesse in der Stadt Guayaquil darzustellen und zu untersuchen, inwiefern die Stadtplanungen und architektonischen Maßnahmen diese Prozesse verschärfen bzw. abmildern.

Wie in meinen Ausführungen (5.2.) angeführt, ist die Stadt Guayaquil von Segregationsprozessen stark geprägt. Orte werden für die Bedürfnisse derer, die es sich leisten können kreiert; die übrigen BewohnerInnen werden in marginalisierte Bereiche abgedrängt. Auf diese Weise scheitern öffentliche Räume, da diese es nicht schaffen, die Bedürfnisse aller BenutzerInnen zu subsummieren. Kommerzielle Orte entstehen, die Oberschicht benutzt den Raum für ihre Ansprüche. Dadurch wird der Ausschluss der armen Bevölkerung vorangetrieben. Deren Ressourcen sind nicht in dem Maße ortsungebunden, mobil und finanziell flexibel wie die der Oberschicht. Die Menschen in den ruralisierten Gebieten im Nordosten und in den dichteren Gebieten im Süden sehen sich zusätzlich mit zahlreichen Stigmatisierungen konfrontiert.

In Guayaquil verlaufen die Segregationsprozesse weitgehend ungehindert ab. Es gibt zwar Hilfsorganisationen, wie z.B. „Hogar de Cristo“, die umfassende Programme (5.3.6.) ins Leben gerufen haben – staatliche Maßnahmen können damit allerdings nicht ersetzt werden. Nichtregierungsorganisationen sind in erster Linie im Bereich der Grundbedürfnissen aktiv, und haben selten Einfluss auf die Strukturierung der Gebiete, deren Anbindung an die übrige Stadt und auf die Schaffung von öffentlichen Orten. Die Ein- und Anbindung an die reguläre Stadt kann nur mit umfangreichen Infrastrukturprogrammen erreicht werden. In Guayaquil besteht noch kein Bewusstsein für die Weitläufigkeit der eigenen Stadt. Daher werden Aufwertungsmaßnahmen vorzugsweise in Zentrumsnähe vorgenommen.

- Diese Arbeit soll dokumentieren, wie sich die BewohnerInnen von Marginalsiedlungen organisieren und wie sich ihre Lebensumstände auf ihre Produktionstätigkeiten und sozialen Netze auswirken.

Während meiner Feldforschung konnte ich die Wohnsituation und Organisationsstrukturen der BewohnerInnen in den peripheren Gebieten von Guayaquil ausführlich beschreiben. Durch meine Arbeit in den marginalisierten Gebieten und durch zahlreiche Gespräche mit betroffenen Personen war es mir möglich einen Überblick über die Lebenssituationen zu erhalten.

Der bauliche Bestand ist von den Aktivitäten der Nichtregierungsorganisation „Hogar de Cristo“ stark geprägt. Die von der Organisation bereit gestellten Bambushäuser sind weit verbreitet. Die Bauvarianten sind aufgrund der Materialkosten stark eingeschränkt. Da Bambus und Holz die günstigsten Materialien sind, wird mit ihnen am meisten gebaut.

Die Lebensbedingungen sind in allen Gebieten des Nordosten von Gauyaquil prekär. Städtische Infrastruktur wie die Versorgung mit Wasser, Strom oder befestigten Straßen ist kaum vorhanden. Die BewohnerInnen versuchen durch Improvisation die fehlende Infrastruktur herzustellen.

Die Verteilung der Grundstücke verläuft über sogenannte Dirigenten. Diese eignen sich weitläufige Landstriche an, parzellieren sie und verkaufen die kleinen Grundstückseinheiten an die armen Bevölkerungsschichten. Besonders negativ wirkt sich die Tatsache aus, dass die Dirigenten bis in den sozialen Bereich Einfluss und Macht ausüben. Der Zusammenschluss von BewohnerInnen läuft den Interessen der Dirigenten entgegen. Organisationen wie „Hogar de Cristo“ versuchen dennoch den BewohnerInnen ihre Rechte bewusst zu machen und geben ihnen die Möglichkeit sich ein Netzwerk aufzubauen sowie Bildungsmöglichkeiten wahrzunehmen. Ein weiterer Punkt, der die Produktionstätigkeiten und Arbeitsmöglichkeiten erschwert, sind die infrastrukturellen Bedingungen, welche die Mobilität der Menschen stark einschränkt. Durch die großteils unbefestigten Straßen sind viele Gebiete schwer zugänglich, vor allem in der Regenzeit, wenn sich viele Straßen in unpassierbaren Wasserbecken verwandeln. Solche Umstände machen die Wege zum Arbeitsplatz beschwerlich und zeitaufwändig. Die Schwierigkeiten, einen regulären Arbeitsplatz zu finden, drängen viele BewohnerInnen in den informellen Sektor ab. Dort haben sie keinerlei arbeitsrechtlichen Schutz und verdienen in der Regel weniger als den gesetzlichen Mindestlohn. Männer sind am häufigsten in den Bereichen des Baugewerbes, des Sicherheitsgewerbes und diverser Serviceangebote beschäftigt. Je nach der finanziellen Situation der Familie, sind Frauen hauptsächlich für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig. Häufig tragen sie zum Familieneinkommen durch verschiedene Servicediensten oder einem Handwerk, wie Nähen oder Backen bei.

Generell kann festgehalten werden, dass ein stabiles soziales Netz das Erwerbsleben wesentlich erleichtert. Viele Jobs im informellen Sektor werden über Empfehlungen vergeben. Kinder die von ihren Eltern ein Handwerk lernen können oder im Familienbetrieb mitarbeiten, finden leichter einen Einstieg ins Erwerbsleben.

Die Verwandtschaft spielt in den sozialen Netzwerken eine tragende Rolle. Die Gründung einer Familie wird als sehr positiv bewertet. Familienmitglieder sind meistens die ersten Ansprechpartner, wenn Hilfe gebraucht wird. Die Kernfamilie bietet Sicherheit und Stabilität, zerbricht diese, führt dies, vor allem für Frauen, zu weitreichenden Schwierigkeiten. In diesen Fällen übernehmen Frauen meistens allein die Versorgung und Erziehung der Kinder. Über gemeinsame Schulden entsteht häufig ein Streit über die Zuständigkeit.

Außerhalb dieser Strukturen bieten manche Nichtregierungsorganisation, z.B. über Mikrokreditprogramme und Bildungsangeboten, die Möglichkeit einen Einstieg ins Erwerbsleben zu schaffen.

Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind in den meisten Fällen sehr lose, besonders in den neueren Gebieten. Nachbarn kennen sich häufig nicht untereinander. Gründe dafür sind einerseits die hohe Zuwanderung aus anderen Regionen, andererseits auch durch die erhöhte Fluktuation in der Stadt. Eine junge Familie, die keine Unterkunft bei Verwandten oder Bekannten findet, entscheidet primär nach den Kosten, wo und in welcher Form sie sich ansiedelt. Daher wird in vielen Fällen ein Grundstück gekauft, welches weit an der Peripherie der Stadt liegt, da es dort billiger ist. Dies führt zu einer gewissen Isolation der dort lebenden Menschen, da die alten Kontakte aufgrund der Entfernungen und der erschwerten Mobilität nicht gepflegt werden können. In den konsolidierteren Vierteln verbessert sich die Situation. Nachbarschaftliche Beziehungen bestehen länger und sind stabiler.

- Zum Schluss stellte sich die Frage, wie Verbesserungen stattfinden können und eine Integration in die formelle Stadt stattfinden kann.

In Guayaquil lag die bisherige Konzentration auf der Schaffung einer modernen Metropole. Die Erfolge auf dieser Ebene sind nicht zu übersehen. Der Flughafen und der Busbahnhof wurden erneuert. Die Uferpromenaden wurden aufwendig gestaltet. Touristische Attraktionen wie ein Aussichtshügel wurden gebaut, zahlreiche Shopping Malls bieten ein globales Konsumangebot und machen die Stadt im Gesamten sowohl für BesucherInnen als auch für den partizipierenden Teil ihrer BewohnerInnen wesentlich

attraktiver. Dennoch existieren, wie in Kapitel 4.3.5. beschrieben, zahlreiche Ausschlussmechanismen hinsichtlich einer großen Bevölkerungsschicht. Nur ganz wenige Plätze der Stadt sind in der Lage, die Funktionen eines öffentlichen Raumes zu übernehmen.

In Rio de Janeiro (6.) hingegen wurden mit hohem finanziellen Aufwand Programme organisiert und eine Mischung aus symbolischen Aufwertungen mit ganzheitlichen Upgrading-Projekten durchgeführt. An diese Projektideen könnte man Ecuador in der Zukunft anknüpfen, um den Menschen eine Integration auf allen Ebenen zu ermöglichen.

Abschließend passen die Worte des Architektur- und Urbanistikprofessor Richard Burdett (2008): „der öffentliche Raum ist der Leim, der eine Stadt zusammenhält“. Durch Planungsmaßnahmen kann die Gestaltung von öffentlichem Raum beeinflusst und Segregationsprozesse können verhindert werden. Wird dem keine Priorität eingeräumt, zerfällt die Stadt in sozial fragmentierte Einheiten, die zwar theoretisch jedem offen stehen, aber durch viele unsichtbare Barrieren charakterisiert sind, so dass die Exklusion der armen Bevölkerungsschichten weiterhin stattfindet. Eine ausschließlich theoretische Partizipation ist nicht zielführend und bleibt nutzlos für marginalisierte Bevölkerungsgruppen.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Burgess' Zonendiagramm der Stadt (Quelle: Park/Burgess 1967: 55).....	7
Abbildung 2: Armutsverteilung in Guayaquil ohne die nordöstlichen Gebiete (Quelle: Larrea/Andrade et al. 1996: 20).....	27
Abbildung 3: Das Modell zur funktionalen und sozialräumlichen Differenzierung lateinamerikanischer Großstädte (Quelle: Bähr/Mertins 1995: 84).....	29
Abbildung 4: Stadtplan von Guayaquil (Quelle: Municipio de Turismo 2007).....	53
Abbildung 5: Nordöstliches Gebiet Guayaquil. Namen der Sektoren. (Quelle: Hogar de Cristo, von der Autorin erweitert).....	60
Abbildung 6: Nordöstliches Gebiet Guayaquil, chronologische Besiedelungsetappen. (Quelle: Hogar de Cristo, von der Autorin erweitert).....	61

Interviews

- Interview 1:** weibliche Person, Hausfrau, 21 Jahre, zwei Kinder, verheiratet
29.01.08, Guayaquil
- Interview 2:** weibliche Person, Hausfrau, 32 Jahre, vier Kinder, geschieden
08.02.08, Guayaquil
- Interview 3:** männliche Person, Mitarbeiter von „Hogar de Cristo“, ein Kind, verheiratet
24.02.08, Guayaquil
- Interview 4:** weibliche Person, Mitarbeiterin von „Hogar de Cristo“, drei Kinder, verheiratet
05.03.08, Guayaquil
- Interview 5:** weibliche Person, Mitarbeiterin von „Hogar de Cristo“, 41 Jahre, zwei Kinder,
verheiratet
06.03.08, Guayaquil

Literaturverzeichnis

ANTWEILER, Christoph (2003):

Stadtethnologie. In: Hans Fischer / Bettina Beer (Hg.): Ethnologie Einführung und Überblick Dietrich Reimer Verlag, Berlin. S. 361-373.

APPADURAI, Arjun (1998):

Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. S. 11-39.

BÄHR, Jürgen / MERTINS, Günter (1995):

Die lateinamerikanische Gross-Stadt – Verstädterungsprozesse und Stadtstrukturen. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

BÄHR, Jürgen/MERTINS, Günter (2000):

Marginalviertel in Großstädten der dritten Welt. In: Geographische Rundschau, Nr. 7-8. S. 19-26.

BLUM, Elisabeth / NEITZKE Peter (Hg.) (2004):

FavelaMetropolis – Berichte und Projekte aus Rio de Janeiro und Sao Paulo. Bauverlag, Gütersloh - Berlin, Birkhäuser - Verlag für Architektur, Basel – Boston – Berlin.

BLUM, Elisabeth (2007):

Zukunftslaboratorium Rio de Janeiro. In: archithese – Internationale Zeitschrift und Schriftreihe für Architektur, Thema: Armut – Poverty Nr. 2. S. 46-49.

BOURDIEU, Pierre (1991):

Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadträume, Campus Verlag Frankfurt/Main, New York. S. 25-35.

BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE (1993):

Stichwort „Stadt“.

19. Auflage, Einundzwanzigster Band Sr – Teo, F.A. Brockhaus Mannheim. S. 44.

BROMMER, Bettina (1993):

Entwicklungslinien des Forschungsgebietes Urbananthropologie. Eine Untersuchung der Zeitschrift Urban Anthropology. Holos Verlag, Bonn.

BRONGER, Dirk (2004):

Metropolen Megastädte Global Cities, Die Metropolisierung der Erde. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

BRONGER, Dirk (1993): Megastädte: "Erste" Welt - "Dritte" Welt. In: P. Feldbauer. et al.

(Hg.): Megastädte. Zur Rolle von Metropolen in der Weltgesellschaft. Wien 1993. S.63-106.

CALDEIRA, Teresa P.R. (2000):

City of Walls – Crime, Segregation, and Citizenship in Sao Paulo. University of California Press, Berkley, Los Angeles, London.

CHEVRON, Marie-France / REINPRECHT, Christoph / TRAORÉ, Gaoussou (Hg.) (2002):

Umwelt und Urbanität in Westafrika – Beiträge zur Müllverwertung und Abfallproblematik. Brandes & Apsel/Südwind, Frankfurt am Main.

CUADRA, Manuel (1991):

Architektur in Lateinamerika: die Andenstaaten Chile, Ecuador, Bolivien und Peru im 19. und 20. Jahrhundert; Geschichte, Theorie, Dokumente Verlag Jürgen Häusser, Darmstadt.

DAHMAN, Fatima (1999):

Informelle Siedlungsstrukturen und Wohnungstypologien Selbsthilfe-Wohnungsb. Städtebau- Institut Universität Stuttgart.

DIACON, Diane (1998):

Housing the homeless in Ecuador / Dando casas a los sin techo del Ecuador – Affordable housing for the poorest of the poor / Casas al alcance de los mas pobres de los pobres. Building and Social Housing Foundation, Leicestershire.

EDESIO, Fernando (1998):

Illegal Cities: Law and Urban Change in Developing Countries. Zed Books Ltd, London.

ESCHER, Anton (1999):

Der informelle Sektor in der Dritten Welt – Plädoyer für eine kritische Sicht. In Geographische Rundschau, Nr. 12. S. 658-661.

FEEST, Christian F. (2003):

Materielle Kultur. In: Hans Fischer / Bettina Beer (Hg.): Ethnologie Einführung und Überblick Dietrich Reimer Verlag, Berlin. S. 239-254

FERNANDES, Marlene (2004):

Zum Stand der brasilianischen Erfahrungen mit informellen Siedlungen. In: Elisabeth Blum / Peter Neitzke (Hg.): FavelaMetropolis Berichte aus Rio de Janeiro und Sao Paulo. Bauwelt Fundamente. Birkhäuser – Verlag für Architektur, Basel, S.11-13.

FRIEDRICH Martin (1999):

Stadtentwicklung und Planungsprobleme von Regionalzentren in Brasilien. Caceres und Rondonopolis / Mato Grosso: ein Vergleich. Geographisches Institut der Universität Tübingen.

GAEBE, Wolf (2004):

Urbane Räume. Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart.

GLUCKMAN, Max (1961):

Anthropological problems arising from the African Industrial Revolution. In: Southall, Aidan (Hg.) (1961): Social change in modern Africa. Oxford University Press.

GILBERT, Alan (1998):

The Latin American City. 2. Auflage, Russell Press, Nottingham.

HANNERTZ, Ulf (1980):

Exploring The City. Inquires Toward an Urban Anthropologie. Columbia University Press.

HEINEBERG, Heinz (2006):

Stadtgeographie. 3. Auflage, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn, München, Wien, Zürich.

HOFMEISTER, Burkhard (1996):

Die Stadtstruktur Ihre Ausprägung in den verschiedenen Kulturräumen der Erde. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.

KARSCH, Thomas (1997):

Kollektives Handeln der Armen als Voraussetzung für Entwicklung. Lang Frankfurt am Main, Wien u.a..

LANG, Bernhard (2002):

Der Fluss und die Stadt: Die Infrastruktur der Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung in Bamako. In: Marie-France Chevron / Christoph Reinprecht / Gaoussou Traoré (Hg.) Umwelt und Urbanität in Westafrika, S. 187-203.

LANZ, Stephan (2004):

City of Coop – Ersatzökonomien und städtische Bewegungen in Rio de Janeiro und Buenos Aires. b_books Berlin.

- LARREA, Carlos / ANDRADE, Jaime / BRBORICH, Waldymir / JARRIN, Diego / REED, Carolina (1996):
La Geografia de la Pobreza en el Ecuador. Secretaria Tecnica del Frente Social, Quito.
- LEWIS, Oscar (1971):
La Vida – eine puertoricanische Familie in der Kultur der Armut: San Juan & New York.
Econ Verlag, Düsseldorf/Wien.
- MALIK, Jan / Oversteeg, Thomas / Reinies, Rasmus / Wehenkel, Jens / Goerlitz, Uwe (2001):
Mexiko City, Von dynamischer Suburbanisierung zur Stagnation. In: Geographie und Schule, Nr. 129. S:15-19.
- MITCHELL, J. Clyde (1969):
Social Networks in Urban Situations – Analyses of Personal Relationships in Central African Towns. Manchester University Press.
- NOHLEN, Dieter (Hg.) (2002):
Lexikon Dritte Welt – Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen
Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
- NUSCHELER, Franz (2004):
Entwicklungspolitik. Verlag J.H.W. Dietz Bonn.
- PARK, Robert E. / BURGESS, Ernest W. (1967):
The City. 4. Auflage, Original 1925, The University of Chicago.
- PFAFFENHOLZ, Julia / JARRIN, Raúl (2006):
KulturSchock Ecuador. Reise Know-How Verlag Peter Rump GmbH. Bielefeld.
- PARNREITER, Christof (2006):
Mexiko City: Die Produktion einer „Megastadt“ 1930-1980. In: Wolfgang Schwentker (Hg.) Megastädte im 20. Jahrhundert. Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, S.165-184.
- REDFIELD, Robert (1962):
Die „Folk“-Gesellschaft. In: Wilhelm Emil Mühlmann / Ernst W. Müller (Hg.) Kulturanthropologie. Kiepenheuer & Witsch Köln – Berlin 1966, S. 327-354.
- RIBBECK, Eckhart (2005):
Die Welt wird Stadt Stadtbilder aus Asien, Afrika, Lateinamerika. jovis Verlag GmbH.

RIBBECK, Eckhart (2002):

Die informelle Moderne – Spontanes Bauen in Mexiko-Stadt. awf-verlag Heidelberg.

RIBBECK, Eckhart (2002):

Spontaner Städtebau Zwischen Selbstorganisation und Konsolidierung. In: Bauwelt, Nr. 36, Bauverlag BV GmbH, S. 22-29.

SASSEN, Saskia (2006):

Die Herstellung urbaner Öffentlichkeiten. In: Timon Beyes / Holm Keller / Daniel Liebeskind / Sascha Spoun (Hg.) Die Stadt als Perspektive zur Konstruktion urbaner Räume. Hatje Cantz Verlag, S. 96-105.

SCHNEGG, Michael/LANG, Hartmut (2006):

Netzwerkanalyse-Eine praxisorientierte Einführung. Methoden der Ethnographie Heft 1, Nr. NWA1.3 Oktober 2002.

SCHNEIDER, Ulrich/BRUCKNER, Heinrich/KIRCHBERGER, Hubert (2008)

Festbeton. Schriftreihe des Instituts für Hochbau und Technologie. 16. Auflage Technische Universität Wien, Institut 206.

SCHNEIDER, Ulrich/BRUCKNER, Heinrich (2008)

Holz. Schriftreihe des Instituts für Hochbau und Technologie. 16. Auflage Technische Universität Wien, Institut 206.

SIGVOL, Servicio Ignaciano de Voluntariado & ROS Guayaquil (2005):

Diagnóstico socioeconómico de los barrios aledanos a la Perimetral noroeste de Guayaquil unveröffentlichte Studie, Juni bis November 2005, Guayaquil.

WIBBELSMAN, Michelle (2003):

General Information on Ecuador. In: Norman E. Whitten (Hg.):
Millennial Ecuador – critical essays on cultural transformations & social dynamics. University of Iowa Press. S.375-388.

WIRTH, Louis (1964):

On Cities and Social Life. Phoenix Books - The University of Chicago Press
Chicago and London.

WIRTH, Louis (1969):

The Ghetto. Ausgabe 10, Original 1928. Phoenix Books - The University of Chicago Press
Chicago, Ill. [u.a.].

WOLFF, Jonas (2003):

Bestimmungsfaktoren und Konsequenzen der offiziellen Dollarisierung in Lateinamerika – Eine politökonomische Analyse unter besonderer Berücksichtigung Ecuadors. Institut für Iberoamerika-Kunde, Hamburg.

Internetquellen

Auswärtige Amt (2007):

Ecuador. Online: <http://www.auswaertigesamt.de/diplo/de/Laenderinformationen/01Laender/Ecuador.html> (Zugriff: 8.12.07).

Brasilien. Online: <http://www.auswaertigesamt.de/diplo/de/Laenderinformationen/01Laender/Brasilien.html> (Zugriff: 14.10.07).

Bambusfarm / Bambootanik (2008):

Online: <http://www.bambusfarm.de/rohstoff3.html> (Zugriff: 22.02.08).

bambus kommt... bambus.com (2008):

Online: <http://www.bambus.com/bambus/rohstoff.htm> (Zugriff: 22.02.08).

BAUHAUS DESSAU (2003):

Celula Urbana

Online: <http://www.bauhaus-dessau.de/de/projects.asp?p=rio> PDF (Zugriff: 15.11.07).

BRAßEL, Frank (2008):

Für ein gutes Leben – Neue Verfassung bekommt klare Mehrheit

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/2853.html>

(Zugriff: 04.02.09)

CIA – The World Factbook (2007):

Online: <https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/index.html> (Zugriff: 10.12.07).

DELGADILLO, Victor (2004):

Die Peripherie im Zentrum – Die Rehabilitierung der Altstädte führt zu einem neuem sozialen Ausschluss. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 358, April 2004.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/186.html>

(Zugriff: 20.11.07).

DILGER, Gerhard (2007):

Ecuador bleibt auf Linkskurs – Deutliches Ja für die Wahl einer Verfassunggebenden Versammlung. In: Lateinamerika Nachrichten Nr. 395, Mai 2007

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/1122.html>

(Zugriff: 12.12.07).

FUHRMANN, Leonie (2007):

Das widerspenstige Parlament – Die Reform der ecuadorianischen Verfassung könnte am Widerstand der Rechten scheitern. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 392, Februar 2007.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/1039.html>

(Zugriff: 12.12.07).

HENZE, Jonas (2007):

Ein bolivarianischer Aufbruch? Nach dem Wahlsieg des Linkskandidaten Rafael Correa. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 391, Januar 2007.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/1015.html>

(Zugriff: 16.12.07).

HENZE, Jonas (2007):

Amtsantritt auf dem Äquator - Linksregierung des neuen Präsidenten Correa bekräftigt politische Grundsätze. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 392, Februar 2007.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/1040.html>

(Zugriff: 16.12.07).

HENZE, Jonas (2007):

Demokratie auf dem Weg – Ecuador befindet sich auf dem Weg zu einer Verfassunggebenden Versammlung. In: Lateinamerika Nachrichten Nr. 394, April 2007.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/1095.html>

(Zugriff: 16.12.07).

Homepage der Stadt Guayaquil (2007):

Online: <http://www.guayaquil.gov.ec/1.gye> (Zugriff: 07.12.07).

KULLMANN, Christof (2008):

„Bauen mit Bambus – Außen hart, innen hohl und dabei höchst flexibel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, FAZ.NET.

Online: <http://www.faz.net> (Zugriff 22.02.08).

Landeskundlichen Informationsseiten (LIS) (2007):

Online: <http://www.inwent.org/v-ez/lis/ecuador/index.htm> (Zugriff: 5.12.07).

LIPPITSCH, Doris (2008):

„Wie weit darf eine Stadt wachsen?“ Interview mit Richard Burdett

Online: <http://diepresse.com/home/spectrum/zeichenderzeit/356424/print.do> (Zugriff: 22.02.08).

MAIER, Thomas (2004):

Guayaquil – eine Stadt im Wandel – Bürgermeister Jaime Nebot zieht ein ehrgeiziges Strukturprogramm durch. In: Lateinamerika Nachrichten Nr. 358, April 2004.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/187.html> (Zugriff: 17.12.07).

IRVING, Andrew (2004):

Introduction Cities: an Anthropologie Perspective.

Online: http://www.anthropologymatters.com/journal/2004-1/irving_2004_cities.htm (Zugriff: 14.04.08).

SCHUMANN, Elisabeth (1998):

Der „gewonnene Frieden“-Der Grenzkonflikt könnte nach und nach an Brisanz verlieren. In: Lateinamerika Nachrichten Nr. 294, Dezember 1998.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/2138.html> (Zugriff: 08.12.08).

SIEBEL, Walter (2007):

Zum Wandel des öffentlichen Raumes – das Beispiel Shopping-Mall.

Online: http://cdl.niedersachsen.de/blob/images/C30767528_L20.pdf (Zugriff: 15.02.08).

SIMMEL, Georg (1903):

Die Grosstädte und das Geistesleben.

Online: <http://socio.ch/sim/sta03.htm> (Zugriff: 02.09.08).

STAMPFLI-MARZAROLI, Silvia (2003):

„Städtische Bewegungen und der soziale Raum der Städte
Kollektive Aktionen zwischen exklusivem Selbstbezug und Solidarität“
Soziologisches Institut der Universität Zürich.

Online: <http://socio.ch/movpar/index.htm> (Zugriff: 23.04.08).

UNFPA (2007):

State of world population. Unleashing the Potential of Urban Growth.

Online: <http://www.unfpa.org/swp/> (Zugriff: 02.10.2007).

Welt in Zahlen (2008):

Online: <http://www.welt-in-zahlen.de/laenderinformation.phtml?country=30> (Zugriff: 14.10.07).

WETZLAR, Franziska (2003):

Menschen in Bewegung – Die Geschichte Lateinamerikas ist zum großen Teil auch eine Geschichte der Migration. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 354, Dezember 2003.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/262.html>

(Zugriff: 17.12.07).

ZELLER, Thomas (2004):

Ausgeschlossen in der Favela – Der Vizegouverneur von Rio de Janeiro hat vorgeschlagen, eine Mauer um Lateinamerikas größte Armensiedlung zu ziehen. In: Lateinamerika Nachrichten, Nr. 360, Juni 2004.

Online: <http://www.lateinamerikanachrichten.de/?/artikel/138.html>

(Zugriff: 12.11.07).

Abstract

In dieser Diplomarbeit wird der Frage nachgegangen, wie sich die zunehmende Verstädterung in Guayaquil/Ecuador auf das Leben in der Stadt auswirkt und welche Folgen sich daraus auf die Organisationsstrukturen und die räumliche Anordnung der gebauten Umwelt ergeben. Dabei werden die Rückwirkungen der Siedlungsstruktur auf die Handlungsmöglichkeiten der Menschen dargestellt. Das Thema wird interdisziplinär, durch die Verknüpfung der Kultur- und Sozialanthropologie mit der Stadtplanung, bearbeitet.

Die Stadt Guayaquil ist von Segregationsprozessen stark geprägt. Die Lebensbedingungen in den nordöstlichen Gebieten von Guayaquil sind prekär. Städtische Infrastruktur, wie die Versorgung mit Wasser, Strom oder befestigten Straßen ist kaum vorhanden. Es wird dargestellt wie sich die BewohnerInnen organisieren, ihren Lebensraum gestalten und wie sich die infrastrukturellen Mängel auf die sozialen Netzwerke und Produktionstätigkeiten auswirken.

Zwei, im Maßstab unterschiedliche Interventionsarten und Verbesserungsmaßnahmen werden gezielt untersucht. Am Ort der Feldforschung in Ecuador wird versucht, auf einer Low-Budget Ebene zu operieren. Am Beispiel Brasilien werden Maßnahmen dargestellt, die mit hohen Aufwendungen vom Staat und Krediten der Interamerikanischen Entwicklungsbank finanziert wurden. In beiden Fällen wird der Erfolg von partizipativen Konzepten analysiert, die zur Verbesserung der Situation, aber auch zur Integration der Marginalviertel in die formelle Stadt durchgeführt werden.

Lebenslauf: Silvia Kobel

Geboren: am 19.10.1982 in Tettang, Deutschland

Schulbildung: 1989 - 1993 Fritz-Baur-Grundschule, Mimmehausen
1993 - 2002 Gymnasium Überlingen

Studium: 2003 - 2009
Universität Wien
Kultur – und Sozialanthropologie

2005 -
Technische Universität Wien
Architektur

Forschung und internationale
Tätigkeiten
Januar 2008 – März 2008
Ethnologische Feldforschung in Ecuador
Planung in ungeplanten städtischen Gebieten.
Einige Folgen von Verstädterungsprozessen und
deren räumliche wie soziale Auswirkungen
am Beispiel von Ecuador.

Dezember 2002 – Mai 2003
Foto Studio Munoz, Peru

Oktober 2002 – November 2002
Tageszeitung Nuevo Norte, Peru
Abteilung: Fotografie

Sprachen: Deutsch
Englisch
Spanisch
Latinum